Internationale Zeitschrift
für
Individualpsychologie

Arbeiten aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

Herausgegeben von Dr. ALFRED ADLER
unter ständiger Mitwirkung von Dr. LEONHARD SEIF (München), Dr. FRITZ KÜNKEL (Berlin), Direktor HERMANN WEISKOPF (Fürth-Zirndorf) und Dr. ALICE RÜHLE-GERSTEL (Dresden)

3. Jahrgang | Februar 1925 | Nr. 2

Inhaltsverzeichnis:

ERSCHEINT ZWEIMONATLICH

ABONNEMENTSPREISE:
Für **Österreich** und **Ungarn**: ganzjährig Schilling 10·—. Für **Deutschland**: Goldmark 6·—. Für die **Tschechoslowakei**: Kč 100·—. Für das **übrige Ausland**: 18 Schw. Franken oder 3·50 Dollar

PREIS DIESES HEFTES:
Für Österreich und Ungarn: Schilling 2·50. — Für Deutschland: Mk. 1·50. — Für das übrige Ausland: 4 Schw. Franken oder 80 Cents

Österreichisches Postsparkassen-Scheckkonto: 193.971. — Postscheckkonto für Deutschland: 47.007, Postscheckamt München

REDAKTION UND ADMINISTRATION:
WIEN, VI., JOANELLIGASSE 6

VERLAG INDIVIDUALPSYCHOLOGIE WIEN
VERLAGSBUCHHANDLUNG MORITZ PERLES, WIEN, I., SEILERGASSE 4
Für England und Amerika: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., London

STÄNDIGE MITARBEITER
DER INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

Aus eigener Kraft hat sich die **Individualpsychologie**, nur gestützt auf die wachsende Erkenntnis ihrer Anhänger und Mitarbeiter, Bahn gebrochen, und befruchtet seit Jahren die Gebiete der Pädagogik, Psychologie, Psychiatrie und Neurosenforschung, der Philosophie, Literatur und Kunstforschung sowie der Religionspsychologie. Im engsten Zusammenhang mit Massenpsychologie und Massenpädagogik, für die sie der sicherste Leitfaden ist, hat sie das Gebiet jedes im Leben wirkenden Menschen, die **Menschenkenntnis**, erhellt und auf eine wissenschaftliche, erlernbare Grundlage gestellt.

Die Aufgabe dieser **Zeitschrift** ist dadurch gegeben. Sie wird in Originalartikeln unserer zahlreichen Mitarbeiter die gewonnenen Resultate aus der Erforschung der Kinderseele, der Persönlichkeit und der Masse einem internationalen Leserkreis vermitteln. Sie wird in kleineren Mitteilungen die Bausteine schaffen, die zum Ausbau der Menschenkenntnis nötig sind. Sie wird organisatorisch eingreifen und die bisher begründeten internationalen Arbeitssektionen unterstützen, ihre Erweiterung fördern und ihre Forschungsergebnisse verbreiten. Sie wird die zeitgenössischen Leistungen auf dem eigenen Gebiete sichten und kritisch zu ihnen Stellung nehmen.

Wir wollen beharrlich den Beweis führen von der tragischen Bedeutung der Herrschsucht und der Entmutigung, wie sie besonders in der Neurose und in der Verwahrlosung miteinander verbunden die Triebfedern abgeben, in allen anderen Erscheinungen des Kulturlebens zum Hemmschuh werden, bis wir ein allgemeines Verständnis dieser Tatsachen erzielt haben.

Die Arbeiten können in **deutscher**, **englischer** und **französischer Sprache** erscheinen.

III. JAHRGANG WIEN, FEBRUAR 1925 NR. 2

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

Eine häufige Wurzel des Sadismus

Von Dr. ALFRED ADLER (Wien)

In den meisten Fällen von Sadismus handelt es sich um Menschen, deren feindlicher Impuls gegen Kinder gerichtet ist, sowohl in der Phantasie wie in der Wirklichkeit. Sie setzen diese Kinder oft den schwersten Strafen aus. Wenn man nun näher zusieht, so ist der Zusammenhang immer dadurch auffällig und gegeben, daß es Menschen sind, die sich an die Stelle dieses Kindes denken, so daß der Irrtum bei den Autoren begreiflich wird, als ob hier nicht nur eine sadistische, sondern auch eine masochistische Komponente zu finden wäre. Aber bei genauer Betrachtung verschwindet dieser Widerspruch und auch die Notwendigkeit, hier einen ursprünglichen Masochismus anzunehmen. Gerade hier wird es klar, daß es nur einen Pseudomasochismus, eine Komödie des Masochismus gibt, nie aber einen wirklichen, oder daß der Masochismus nur ein Auftakt ist, um anderen Verpflichtungen aufzuerlegen. Wer hätte nicht zum Beispiel gehört, wie ein Meister zu seinem Lehrjungen, den er prügelt, sagt: „Wie ich so alt war wie du, was habe ich da nicht alles leisten müssen, wie hat man mich da oft bei den geringsten Anlässen bestraft", und dergleichen. Solche Äußerungen sind sehr häufig und bedeuten eigentlich nichts anderes als die obige Identifikation, nur an vielleicht gemilderter Stelle. Im großen und ganzen geben sie uns die breite Basis dessen, was in erschreckenderen Fällen vorgeht. Man wird dahin geleitet, anzunehmen, daß es sich hier immer um Menschen handelt, denen die Schrecken ihrer Kindheit nicht aus dem Gedächtnis schwinden und die auf dem Standpunkt stehen: „die anderen sollen es auch nicht besser haben, als ich es hatte". Es sind Menschen, die in ihrer Kindheit längere Zeit unter einem unerhörten Druck gestanden sind, gleichgültig, ob der Druck real war oder ob sie ihn so stark gefühlt haben. Man wird da wieder an Worte von Shakespeare erinnert, der, allerdings bei einem anderen, aber doch ähnlichen Fall, einen mißgestalteten Menschen, der sich dabei an seine Kindheit erinnert, sagen läßt: „So bin ich denn gewillt, ein Bösewicht zu werden." Dieser Zusammenhang zeigt sich bei Sadisten außerordentlich häufig. Und wir müssen auch vermuten, daß wir ihn bei vielen Erziehern finden, die vom Stock nicht loskommen können, die auch vielleicht unter Beeinträchtigungen ihrer Kindheit gelitten haben. Und so können wir vielleicht, natürlich immer nur nach Maßgabe unverstandener Irrtümer und vielleicht auch unverstandener Wahrheiten, zwei Typen von Erziehern und Eltern unterscheiden. Die einen wünschen, daß die Kinder ein besseres Los haben mögen, als sie selbst es hatten, die anderen, daß die Kinder es auch nicht besser haben sollen. Beide Linien können in einer so komplizierten, verschleierten Art in Erscheinung treten, daß ein solcher Mensch natürlich staunen würde, wenn man auf diese Zusammenhänge hinwiese und etwa sagte:

„Auch du bist ja eigentlich in der Reihe jener, die wünschen, daß die Kinder es auch nicht besser haben sollen.“

Man sieht, wie sich solche Erscheinungen eigentlich einfügen in allgemein menschliches Gebaren, daß sie uns eigentlich gar nichts Neues zeigen. So grotesk solche Menschen auch vor uns erscheinen mögen, bei näherer individualpsychologischer Betrachtung lösen sich diese Zerrbilder auf in Karikaturen dessen, was wir auch sonst im Leben außerordentlich häufig beobachten können.

Ein Fall von Eßphobie

Von Dr. LEONHARD SEIF (München)

Herr A., 55 Jahre alt, tüchtiger, erfolgreicher Kaufmann, klagt seit zirka fünf Jahren über Schwierigkeiten beim Essen von weichen, mehligen Sachen, wie Schleim-, Grießsuppen, Klößen, warmem Fleisch usw. Vor allem aber quält ihn dabei die Angst, sich zu verschlucken und dann zu ersticken, Beschwerden, die im Beginne der Erkrankung auf eine elektrische Kur rasch schwanden, bald aber wiederkehrten und sich trotz einer jüngsten Kissinger Kur immer hartnäckiger behaupten. Oft nimmt er die Speisen in den Mund, in dem er sie minutenlang hin- und herwälzt, kaut („fletschert bis zur Bewußtlosigkeit“) und zu Kugeln verwandelt, immer von der Furcht gepeinigt, sie nicht herunterzubringen, sondern ausspucken zu müssen. Am schrecklichsten ist ihm deshalb, wenn ihm jemand beim Essen zuschaut, seine Nachbarn, die Damen zum Beispiel, oder der Wirt ihn fragen, warum er denn nicht esse, ob es ihm nicht schmecke, ob er nicht etwas anderes haben wolle, oder ihm ermunternd zureden, es doch zu versuchen. Meidet darum immer mehr jede Gesellschaft, in der er sich doch nur vorkommt wie „Tarzan, der Affe“, auf den sich zweitausend Augen fragend, entrüstet, mahnend oder mitleidig richten. So wird ihm jede Mahlzeit zur Qual, und mit Sorge und Schrecken denkt er bei der gegenwärtigen schon an die nächste, so daß das Essen den größten Teil seiner Tage mit Angst und Kummer erfüllt. Unbefangener essen kann er nur, wenn er Wein trinkt, dann vergißt er sich mehr (er ist starker Alkoholiker, nimmt abends zirka sechs Glas Bier und eine bis zwei Flaschen Wein, rauchte auch jahrelang, besonders während des Krieges, täglich zirka 25 schwere Zigarren). Relativ gut und leicht ißt er, was er gerne mag: Kuchen, Zwieback, Brezen, Schokolade, Welsch- und Haselnüsse, weiche Eier, Suppen mit Brotbrocken, Käse und, wie gesagt, Getränke. Beruflich ist er an zahlreichen Unternehmungen beteiligt, oft auf Reisen, und dank seiner Erfahrung, Umsicht, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, als Berater und Retter solcher Gesellschaften gerne gesucht. Die schlimmste Seite dieser seiner ausgedehnten geschäftlichen Beziehungen sind ihm aber die damit verbundenen geselligen Verpflichtungen, zumal die Diners.

Zu seiner Vorgeschichte ist zu bemerken, daß er der älteste von zehn Brüdern ist, die alle im Leben ziemlich gut durchkommen und mehr oder weniger nervös sind (Asthma, Unselbständigkeit, unruhiges Herumreisen usw.). Er ist der größte von allen und, nicht ohne allerlei Verdrießlichkeiten, der wirtschaftliche Berater seiner Geschwister. Der sehr verzogene Liebling der Mutter war der ihm nächststehende Bruder, der kleinste von allen, ein braver Musterknabe und -schüler, kränklich und darum noch mehr Gegenstand der mütterlichen Fürsorge. Er selbst war als Kind zart und schwächlich, hoch aufgeschossen, hatte Scharlach, Masern und Diphtherie, oft auch Bauchschmerzen und Verstopfung, reiste später jahrelang mit Eisblase und Hausarzt, den er von Kindesbeinen auf kannte, bis er vor zehn Jahren nach dem Durchbruch eines Appendixabszesses in die Bauchhöhle operiert

wurde. Er war ein mittelmäßiger Schüler, schlechter Turner, im Gegensatz zu seinen Brüdern, denen er aber im Springen und Laufen durch seine Beine „über“ war.

Die Eltern leben noch. Der Vater, der die Familientradition des tüchtigen Geschäftsmannes im ererbten Geschäft fortsetzte, das dann Patient später als Ältester übernahm, hatte nie Zeit für die Kinder, um die sich aber die Mutter, die in ihrer Jugend an ähnlichen Eßbeschwerden gelitten hatte wie Patient, desto mehr ängstigte und sorgte. Sie war ein Gesundheitspedant, was sich gerade bei den Mahlzeiten in einer besonders für ihn oft drückenden und peinlichen Weise bemerkbar machte. Es wurde auf strengste Pünktlichkeit im Erscheinen zu den Mahlzeiten gehalten (Zuspätkommen kostete das Dessert), die Speisen wurden vorgelegt und mußten restlos bis auf den „letzten Löffel Suppe oder Bissen“ aufgegessen werden (wobei die Mutter oder Erzieherin unerbittlich streng Wache hielt), wenn man nicht der nächstfolgenden Speise, des Fleisches, oder besonders des beliebten Nachtisches (süße Speisen, Obst, Kuchen, Schokolade, Käse usw.) verlustig gehen wollte. Am unangenehmsten waren ihm Mehl- und Grießsuppen, noch mehr aber Reissuppe mit süßen Pflaumen, die als „für Kinder sehr gesund“ galten. Dabei passierte es ihm manchmal, daß er sie aus Ekel wieder auf den Teller zurückspuckte, was ihm von der Muter sehr verübelt und mit Eßentzug geahndet wurde. Als äußersten Trumpf, um ihn ihren guten Absichten geneigter zu machen, spielte sie den Schreckpopanz des „Suppenkaspartodes” oder des „Struwwelpeterschicksals” aus. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehört, daß er als Kind und später nicht Pillen schlucken konnte, ehe er sie mit einem Hammer zu Pulver zerrieben hatte. Ein schrulliger Onkel, dessen Liebling er war, hatte immer eine Schachtel Kneip-Pillen in der Tasche, von denen jeder, sollte er anders Tischgast bei ihm sein wollen, eine Pille schlucken mußte, auch Patient, der sie zwar gehorsam in den Mund nahm, aber dann heimlich ausspuckte. Als größtes Glück hatte er sich zu seinem achten Geburtstage, um sich endlich einmal satt essen zu dürfen, wie er sagte — es war immer alles sehr reichlich auf dem Tische — einen ganzen Laib frisch gebackenes Brot „für sich ganz allein“ gewünscht und erhalten. Frischgebackenes Brot war sonst als „ungesund“ streng verboten, ebenso das Naschen von Zucker, das Essen von Senf und unreifem Obst. Darum war er naschhaft und verschaffte sich heimlich Zucker, ein andermal ein ganzes Glas Senf, die er völlig je in einer ausgehöhlten, großen Semmel unterbrachte und mit dem größten Genuß verschlang, ebenso wie, so oft es nur möglich war, unreifes Obst, um dann bei Tisch nichts zu essen.

Mit acht Jahren mußte er in einer Militärschwimmschule schwimmen lernen. Zu seinen schrecklichsten Kindheitserinnerungen zählt der Anblick eines Ertrunkenen, der bei seinem ersten Versuch dort herausgetragen wurde. Dem Schwimmunteroffizier machte es großen Spaß, ihn an der Angel um das ganze Bassin herumzuziehen und Wasser schlucken zu lassen. Nach etwa 20 Stunden bestand er die Prüfung und — betrat nie mehr ein Schwimmbad. Noch heute, auf einer Kahnfahrt, auf einem See oder dem Meer, machen Verwandte und Freunde gerne Spaß auf seine Kosten, und aller Augen richten sich wie auf Kommando in lustigem Spott auf ihn, wenn einer etwa die Frage aufwirft, wie es zum Beispiel wäre, wenn der Kahn kentern würde. Seine Geschwister sind alle gute Schwimmer.

Mit 12 Jahren befiel ihn ein jäher Schreck, als ihm im Halse eine Fischgräte stecken blieb, die ihm der Hausarzt, zu dem er in Todesangst stürzte, herausnahm. Konnte seitdem nie mehr Fische essen.

Er wie die Brüder hatten Kameraden. Da man den größten Garten des Ortes besaß, so war es natürlich, daß alle immer zu ihm kamen, sie nicht zu den anderen. Jeder von den Brüdern mit seinen Freunden spielte immer für sich in einer Ecke, nie alle oder die sich im Alter näherstehenden Brüder zusammen. Da er durch seine Größe und Ungeschicklichkeit lächerlich zu werden fürchtete, konnte er sich nie zum Tanzen entschließen, was die Brüder gerne und gut taten. Voreheliche

Geschlechtsbeziehungen fanden rasch ein Ende durch eine ihn sehr ängstigende Gonorrhöe, die bald geheilt war. Mit 22 Jahren machte er seinen Doktor juris und trat mitleitend in das väterliche Geschäft ein. Mit 23 Jahren heiratete er eine Jugendgespielin, die sehr tüchtig, aber durch ein nervöses Elternhaus verschüchtert war, gewissenhaft die notwendigen gesellschaftlichen Verpflichtungen erfüllte, aber wie er selbst sich gerne in den kleinen, selbst genügsamen Kreis der Familie zurückzog. Die Ehe ging deshalb im ganzen gut bis in die letzte Zeit, wo seine Neurose das Haus in immer größere Unruhe versetzte. Seine beiden Töchter, mit denen er gut steht, sind glücklich verheiratet.

Um den Nervösen in allen seinen Ausdrucksformen zu „verstehen", ist es nötig, sein „Bezugssystem", seine „Endabsicht" zu kennen, im Zusammenhang mit denen sie erst ihren „Sinn", ihre „Bedeutung", gewinnen. Sie lassen sich zusammenfassen in dem Gegensatzpaare: Sklave—Herr, Zwang—Freiheit, Unterlegen—Überlegen. Unser Patient ging nur soweit mit der Umwelt mit, als die Superiorität seiner Geltung, seine durch eine maßlose Empfindlichkeit gegen jede Art von wirklichem oder vermeintlichem Zwang gesicherte Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit garantiert war oder erschien. Schien seine Geltung gefährdet, neigte er leicht dazu, sich zu isolieren. Die Kindheitsschablone, mit der er sich an jede soziale Situation herantastete, findet ihren adaequaten Ausdruck in dem kategorischen Imperativ: „Handle so, als ob du wieder in dieselbe peinliche Zwangslage wie in der Kinderzeit mit deinem Erstgeburtsrecht, dem Druck der Mutter den Brüdern gegenüber, kommen könntest, wehre dich wie damals, wo Krankheit oder Trotz dir Macht über die Mutter und ihre Gebote und Verbote gaben!" Die Wurzel dieser Schablone war eine tiefe Entmutigung, ein heftiges Minderwertigkeitsgefühl, zu dem ihn irrtümlich, aber begreiflich, der dauernde Eß- und Erziehungszwang der Mutter, seine schwache Konstitution und die Organminderwertigkeit des Magendarmtraktes, die auch bei Mutter und Onkel zu finden sind, sowie die Eifersucht auf den von der Mutter verwöhnten Bruder verführte. Auf dieser Grundlage erwuchs sein sichernder Drang nach Überlegenheit über alle.

Zum eigentlichen Zusammenbruche vor fünf Jahren kam es, nachdem er vier Jahre lang im Dienste der wirtschaftlichen Versorgung des Vaterlandes oft Tag und Nacht, mit wenig Schlaf, schwere, aufregende Arbeit geleistet hatte, durch die er sich mit überreichlichem Alkohol, Tabak und Kaffee durchpeitschte, und als er nach dem Kriege sehen mußte, wie andere sich in seiner Abwesenheit in seine Positionen hineingedrängt hatten oder sie ihm zu entreißen trachteten, und die wirtschaftlichen Verhältnisse Formen annahmen, die auf ihn sehr drückten. Konnte er auch viele alte geschäftliche Beziehungen wieder aufnehmen und neue dazu gewinnen, die Verpflichtungen waren viel lastender und verantwortlicher geworden: „Man kann leicht in die Verbände hineinkommen, schwer aber wieder heraus!" Alles war schwerer, kämpferischer geworden, dem fühlte er sich nicht mehr gewachsen. Führte er auch seine geschäftliche Tätigkeit umsichtig und tatkräftig weiter, so dachte er doch immer mehr daran, sich „kleiner" zu machen und zurückzuziehen. Und hier setzte der Rückzug, die Neurose, das Arrangement des Nebenkriegsschauplatzes, ein: Er griff auf seine alten, peinlichen Eß- und Schluckerlebnisse zurück, auf die er ja durch „erbliche Belastung" (Mutter hatte dasselbe) ein besonderes Anrecht hatte, und verstärkte sie durch Einführung in das schreckende Erlebnis in der Schwimmschule, mit der Fischgräte und mit den drohenden Warnungen der Mutter mit dem „Suppenkaspartod". Alles verstärkt durch die Lektüre einer gleichzeitigen Zeitungsnotiz über einen Amerikaner, der durch eine ähnliche Eßhemmung verhungert war. Hilfreiche Vorbereitung war ihm dazu, daß er immer schon sehr hypochondrisch und ängstlich um seine Gesundheit gewesen war. Ein Schnupfen genügte für ihn, sich gleich zu Bette zu legen. Bei dem geringsten Unwohlsein nahm er den Hausarzt mit auf die Reise (die Angst der Mutter war

ihm nicht nur verhaßt, sondern auch Bedürfnis und Maß seines Selbstwertes geworden).

Dieses egozentrische Training auf Angst baute er nun immer stärker aus, bis er seine Überlegenheit nach allen Seiten wieder gesichert hatte, bis er der Umgebung jede Rücksicht auf seine Person aufzwingen konnte und selbst der Rücksicht auf andere, jederzeit besonders geselligen Verpflichtungen, Mahlzeiten, gegenüber mit Hinweis auf seine „Krankheit“, sich entheben, und so unverantwortlich geworden, völlig gerechtfertigt isolieren konnte. Damit war er auf den Gipfel des „Willens zur Macht und zum Schein“ gekommen: so reiste er durch Jahr und Tag jedesmal mit Thermosflaschen, in denen die Speisen von zu Hause gerade so bereitet darinnen waren, wie *er* sie wollte, anderes „konnte“ er sie nicht hinunterbringen. Fast alles war ihm zu lästigem „Zwang“ geworden, und dieser fiktive Zwang, den er durch das übertreibende Junktim „Tod“ („Du wirst dich verschlucken und ersticken!“) bis zum äußersten verstärkt hatte, wurde ihm zum fiktiven Feind, den er in dem Gegenzwang der neurotischen Eß- und Schluckbeschwerden, mit denen er alle Welt tyrannisierte, donquichottisch bekämpfte. Schon in Friedenszeiten verließ er mitten in der Nacht auf Reisen jedes Hotel, wenn er die Seltersflasche nicht auf seinem Nachttisch fand, die er hinzustellen „befohlen“ hatte. Mußte er in den letzten Jahren gelegentlich einmal doch in einem Hotel essen oder in einer Gesellschaft, so ließ er Suppe und alles an sich vorübergehen oder trank nur Alkohol und aß die Nachspeise, oder aber er ließ sich in „umgekehrter“ Reihenfolge, zuerst die Nachspeise, dann das Fleisch und nachher die Suppe auftragen („Ich lasse mir jetzt von der Mutter und von niemandem mehr etwas einreden, ob und was und in welcher Reihenfolge *ich* essen muß!“). Sehr oft aß er dieselbe Speise, die er nicht essen „kann“, wenn sie ihm selbst vorgesetzt ist und er sie essen „muß“, die er aber essen kann, wenn sie auf dem Teller seines Nachbarn liegt, er sie also nicht essen „muß“, sondern „frei“ ißt. (In der Kinderzeit hatte er oft den Brüdern ihre Weihnachtslebkuchen und Pfeffernüsse von ihren Tellern weggenommen [sie ihm auch] oder den kränklichen Bruder beneidet, wenn der etwas Besseres auf dem Teller hatte, er aber seine ekelhafte, „gesunde“ Mehlsuppe essen sollte.) So war es allmählich zu Hause so gekommen, daß für ihn „extra“ gekocht wurde und *schließlich alles sich nur noch nach ihm richtete* und für alle nur mehr gekocht wurde, was *er* befahl, oder daß seine Frau und Töchter und Brüder in „rührendem Mitleid“ zu Hause oder auf der Reise ihn begleiteten und sich das vorsetzen ließen, was *er* gerne aß und er dann von ihrem Teller weg mit großem Appetit verzehrte. Obschon er noch weiter seinen Geschäften nachging, den Vormarsch einzuhalten schien, deuteten nun alle seine Haltungen immer mehr auf weiteren Rückzug auf einen noch kleineren Aktionsradius. Er ging damit um, das Reisen ganz aufzugeben, um ganz im Familienkreise unterzutauchen, wo er essen kann, *wann* und *was er* will, wo er nur zu klingeln braucht, um in zehn Minuten alles auf dem Tisch zu haben, was *ihm* paßt. Alles dies bis zu dem Augenblick, wo seinem unersättlichen Prestigedrang sogar in seiner bis dahin sichersten Machtsphäre, der Familie, eine neue erhebliche Einbuße drohte, indem seine Frau, durch die ewigen Quälereien, nichts mehr recht machen zu können und sich ratlos unausgesetzt neuen Forderungen gegenüber zu sehen, begreiflicherweise mürbe und nervös geworden war, wider den Stachel zu lecken wagte, ihm zwar kochte, wie er wollte, für sich und die anderen aber wie früher. Da erklärte er plötzlich, auch das von seiner Frau ihm Vorgesetzte nicht mehr essen, sondern nur mehr Milch trinken zu können, und meinte in einer schweren Entwertung seiner Frau und der beiden Töchter: was ihn allein noch retten könnte, wären nur mehr drei Kühe in seinem Stalle.

So trieb sein überspitzter Imperialismus, der keine Parität zugestand, nur Vorrechte kannte, nur Sklaven um sich dulden wollte, unter Verstärkung des Angsttrainings ihn in weitere Sicherungen hinein. Seine *Isolierungstendenz*

wuchs. Gelegentlich tauchten Selbstmordgedanken auf als äußerste Sicherung gegen weitere Niederlagen in dem Augenblicke, als die drei Frauen seines Hauses ihm den Gehorsam zu kündigen schienen und er die drei Kühe als prompte Antwort gegen sie ausspielte (wenn schließlich auch noch die drei Kühe streikten? was dann?). Seine Isolierungstendenz geht in ihrer Vorbereitung weit in seine Kindheit zurück: Er wich vom Turnen und Tanzen aus hinter das Arrangement der Ungeschicklichkeit, wenn er nicht der erste sein konnte. Dasselbe Minderwertigkeitsgefühl und sein überkompensierendes, überhitztes Geltungsstreben machten seit dem Eßzwang der Kindheit durch die Mutter jede natürliche selbstverständliche Einordnung in die Gemeinschaft zum verhaßten Zwang. Alle seine Kindheits- und spätere Träume, soweit er sich ihrer erinnern kann, waren charakteristischerweise fast nur Fall- und Absturzträume. So ist er ein schlechter Mitspieler geworden. Sein „bestes Pferd im Stalle“ war Beruf und Ehe. Er konnte eben nur die Initiative haben, nur Reiter sein, nie Pferd (er ritt sehr gerne), nur Leiter und Mittelpunkt, als Kind beim Spielen, später im Beruf und in der Familie, dabei allerdings mit einer guten Dosis Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft, wenn andere bedrängt waren und die Hilfe sein Selbstgefühl hob. Alle und alles stellt er in seinen Dienst, um sich dabei immer mehr von Menschen und Verantwortungen zu isolieren. Als er vor zwölf Jahren beim Selbststeuern einige Autounfälle hatte, ließ er nur mehr andere fahren. Läßt andere für sich telephonieren, die Droschke bezahlen, unverfügbar will er sein und über alle verfügen! Und als die Lebensschwierigkeiten größer werden und alles zu versagen scheint, auch die Frau, greift er zur Unterstreichung der Neurose, der Schwäche wie in der Kindheit, um den „Schein des Stärksten“ zu retten, und letztes und sicherstes Mittel dieses Machtstrebens ist ihm die Isolierung. Sein Leben ist eine Kette von Rückzügen: als er beim Schwimmen allen gezeigt hatte, daß er schwimmen kann, gibt er es für immer auf. Als er als Student bei einer Verbindung Aufnahme gefunden und kurze Zeit aktiv gewesen war, zog er sich zurück, da er den Zwang nicht ertragen konnte. Seinen Brüdern aber redete er zu, einzutreten; denen tut es gut, „gezwiebelt“ zu werden. Als er beim Militär zum Reserveoffizier gewählt worden war, dankte er und — verzichtete. Diesen „Drill“ hätte er nie und nimmer ausgehalten. Aus ähnlichen Gründen lehnte er alle geselligen Beziehungen ab. Es ist ihm genug, sie haben zu können, wenn er will, aber er will nicht. Er wohnt seit Dezennien 25 km außerhalb des Ortes seiner Tätigkeit, fährt mit Auto hin und zurück, geht niemals dorthin zu Gast, alle müssen zu ihm kommen, wie in der Kinderzeit die Kameraden. Ist er in Gesellschaft, so hüllt er sich meist, wo er nicht das Wort führen kann, in „Schweigen“ und „ist dabei immer gut gefahren“. Als er mit 22 Jahren in das väterliche Geschäft eintrat, gibt ihm der Vater den seine Distanzierungstendenz noch unterstützenden Rat: „Schreibe nie!“ So hat er in seinem ganzen Leben höchstens 30 persönliche Briefe geschrieben. Läßt nur sachliche Briefe schreiben und das mit äußerster Vorsicht. Seine Dienstleute zu Hause und seine Angestellten im Geschäft kennt er gar nicht, wie sie aussehen, wie er lachend versichert. Beim geringsten Verschulden „fliegen sie sofort hinaus“. Bei Behörden konnte er nur ohne Zittern unterschreiben, wenn es ihm gelang, deren Aufmerksamkeit während der Dauer der Unterschrift abzulenken. Sich zuschauen zu lassen, war ihm, wie schon gesagt, furchtbar und lähmte seine Fähigkeit zu essen, schreiben usw. (Mutter!) Als Kind mußte er den „letzten Löffel Suppe oder Bissen essen“, wollte er die nächste Speise und den leckeren Nachtisch haben. Seitdem kann er nie mehr den letzten Löffel Suppe oder Bissen zu sich nehmen, läßt immer etwas auf dem Teller liegen, kann kein Buch „zu Ende lesen“, kein Theaterstück „zu Ende sehen“, nach dem ersten Akt hat er Hunger und geht. Alles wird ihm zum Zwang, zur Herabsetzung, darum auf der ganzen Linie Rückzug!

Kurz: Fassen wir sein Bezugssystem, seine Endabsicht in der knappsten Formel zusammen, so lautet sie: immer und überall das letzte Wort

haben. Recht haben will er und nur Rechte wie in der Kinderzeit die Mutter, Unrecht haben muß und nur Pflichten gegen ihn haben darf, wie in der Kinderzeit er, der andere. Er braucht nie „Ja" zu sagen, nur der andere, er darf immer „Nein" sagen, nie der andere. Soweit sein Ehrgeiz den Kontakt herstellen kann, tut er mit. Wo er gefährdet erscheint, reagiert er mit Trotz, Rücksichtslosigkeit, Hohn und Ironie, die er selbst so fürchtet, und Rückzug. Sein ganzes Leben ist ein Kampf gegen die Mutter (= Zwang und Herabsetzung) wie eine Rache an ihr, ein trotziger Versuch, sie scheitern zu lassen, wo sie ihm ihren Willen aufzwingen will und nicht den seinigen tun, das heißt ihre Angst, ihre Fürsorge und Mitleid in seinen Dienst stellen und ihn zum Mittelpunkte der Familie machen will. Daß er dabei seine sozialen Gefühle für die Aufgaben des Zusammenlebens und Arbeitens nur schlecht schulen und vorbereiten konnte bei dieser Verlockung zum Egozentrismus, der er erlag, ist selbstverständlich. Und so mußte er konsequenterweise schließlich im Leben scheitern, als die geringe Tragfähigkeit seiner Seele überbelastet wurde.

Die Behandlung hatte, da seine umfangreichen Geschäfte ihn nicht länger fortließen, nur die kurze Dauer von einigen Wochen. Die übergroße Empfindlichkeit des sehr stolzen, im tiefsten Grunde verschüchterten und entmutigten, immer zum „Nein" bereiten und kämpferischen Mannes, dem das geringste „Zugeben" schon eine Kränkung seines Persönlichkeitsgefühls bedeutete, forderte bei der Aufdeckung der oben dargelegten Zusammenhänge entsprechende Rücksicht. Aber schon, daß er unter seinem Elend litt und zum Arzte kam, um es los zu werden, war eine Brücke der Möglichkeit zur Verständigung und gemeinsamen Arbeit, die er auch beschritt. Und zwar, wenn auch unter Schwankungen, mit wachsendem Entgegenkommen und Verständnis und immer eifrigerer Mitarbeit an der Aufhellung und Kritik seiner ganzen bisherigen Lebenseinstellung. Er begriff immer besser: den Irrtum seines Minderwertigkeitsgefühls und seines unerreichbaren Geltungsstrebens und die Not, die er damit sich mit sich selbst, sich mit der Mutter, deren Erziehungszwang er aus ihrer eigenen Entmutigung und Nervosität verstehen lernte, und anderseits wiederum der Mutter und weiteren Umgebung und schließlich auch seiner Familie und seinen Mitarbeitern mit sich selbst machte, den Kampfpreis des freudlosen Lebens, den er für seine neurotische Jagd nach dem Schein bezahlte, das Verantwortungslosigkeit heischende Drückebergertum seines: „Ich will schon, aber ich kann nicht", die Wichtigkeit, sein infantiles, egoistisches und alle Gemeinschaft gefährdendes Sichentgegenkommenlassen allmählich umzubilden in das soziale Verhalten des mehr Entgegenkommens und sich um andere Mehrbemühens. Und so konnte er mit einer wesentlichen Besserung, die durch ein heilgymnastisches Training seiner schwachen, ungeschulten Arm-, Bein- und Rumpfmuskulatur und seines unentwickelten Brustkorbes täglich unterstützt wurde, die Behandlung verlassen. Aß er auch manchmal nicht oder nur einzelne Gänge, so nahm er doch immer mehr alles in der gewöhnlichen Reihenfolge zu sich, was ihm vorgesetzt wurde, sogar bei Bekannten — er hatte nach langer Zeit wieder angefangen, Geselligkeit zu pflegen, ja sogar zu den Menschen hinzugehen — aß ohne Angst Fische, was er seit dem zwölften Jahre nicht mehr gekonnt hatte, konnte Bücher zu Ende lesen, Theaterstücke bis zum Schluß anhören, schnauzte Menschen nicht mehr an, die er, Angehörige wie Fremde, freundlicher und entgegenkommender behandeln konnte.

Dieser Fall ist ein Paradigma dafür, daß Angst und Zwang schlechte Erzieher sind, aber wohl geeignet, aus einer der wichtigsten mitmenschlichen Beziehungen, den Mahlzeiten in der Familie, etwas zu machen, was sie nicht sein sollen. Mahlzeiten sind soziale Sammelgelegenheiten, wo alle Familienmitglieder von ihren verschiedenen, meist getrennten Beschäftigungsgebieten her sich zusammenfinden, und sollten geselligen Charakter haben, „Feste" sein, wie Adler sagt, zu denen und von denen jeder Teilnehmer Freude mitbringt und mitwegnimmt. Nicht aber, wie es so

häufig der Fall ist, mechanisches Herunterschlingen der Speisen oder gequälte Feierlichkeit, tödliches Schweigen oder Zeitungslesen eines Elternteiles oder Zank oder Streit und Nörgeln der Eltern mit sich, mit den Kindern oder aller miteinander, so daß alle sich vor jeder Mahlzeit fürchten und nur einen Gedanken haben: O wäre es doch wieder zu Ende! Ebenso schlimm ist es, wenn die Kinder von der Unterhaltung ausgeschlossen sind: „Kinder haben bei Tisch zu schweigen“, oder wenn der militaristische Autoritätszwang des Erziehers die Mahlzeit zu einem Kasernenhof macht, wo Gebote und Verbote herrschen und Übertretern die Knute droht. Oder wenn hypochondrische, ängstliche Gesundheitspedanten die Kinder mit dem Essen quälen und in Entmutigung und Trotz oder in die nur zu naheliegende Versuchung hineinjagen, die Angst der Eltern und später der Menschen im Leben draußen zum Maße ihres eigenen Wertes zu machen. Angst, Zwang, Mahnungen, Warnungen, Drohungen, Schläge, in die Ecke stellen usw. wandeln die Mahlzeit zum Kriegsschauplatz (Eros in Eris), verleiden dem Kinde Essen und Kindsein und Zusammensein und treiben es, statt seine sozialen Verkehrsfähigkeiten zu schulen, in Angst und Kampf und nur zu oft in Neurose und Verwahrlosung. Erwachsene sollten keine Eßprivilegien für sich in Anspruch nehmen. Was auf dem Tische ist, wird gemeinsam geteilt, Ausnahmen (Extraspeisen) sollten nur bei ernsten Krankheiten und dem ganz kleinen Kinde gelten, dessen Lage dies erfordert. Verweigert das Kind eine Speise, keinen Zwang und keine Angst! Beides treibt das Kind in Unsicherheitsgefühl und Kampfhaltung, durch Nichtessen Mittelpunkt der Angst, Sorge und des ohnmächtigen Ärgers der Eltern zu werden. Freundlich und geduldig abwarten wird dem Kinde helfen, sich zurechtzufinden. Beruht die Verweigerung aber auf Krankheit, ist der Arzt zu holen. Keinesfalls darf das Essen dem Kinde durch Belohnungen oder Strafen abgekauft oder abgezwungen werden, statt es dafür freundlich zu gewinnen. Der bittere Kampf der Nervösen um ihre Freiheit, vor allem ihre Angst, ihre Isolierung abzubauen, gehen auf die Unfähigkeit der Eltern zurück. Recht und Freiheit des Kindes zu achten und auf ihre mangelhafte soziale und erzieherische Schulung, das freie Mittun dem Kinde zur Lust zu machen.

Der hohe Wert der Tischgemeinschaft liegt für das Kind in der Weckung seines Gemeinschaftsgefühls, seines Selbstvertrauens, seiner Vorbereitung zum geselligen Verkehr und anderen Menschen, zum Entgegenkommen und Sicheinfügen, in der Erweiterung und Bereicherung seines Erfahrungsschatzes, durch den gegenseitigen Gedankenaustausch und die Mitteilungen der Erwachsenen über ihre Erlebnisse in Gesellschaft und Beruf. Das ist aber nur möglich, wenn bei Tische der Gemeingeist herrscht, Friede, Freude, Zufriedenheit, das heißt nach Fröbels altem Wort: Beispiel und Liebe der Eltern!

Individual Psychology and Common Sense

By MAY JACOBS (Boston, Mass., U.S.A.)

The question frequently arises on the part of persons who are working with other methods on the problems of mental adjustment of the child to his group and to society in general, and whose interest is awakened by the practical results of our treatment, whether after all the analysis is "only a sort of glorified common sense". Inclined at the outset to the opinion that our emphasis on the feeling of inferiority is in some degree or other a dogmatic exaggeration, a violation of the facts of the case to fit them to a mere theory; these very workers find themselves surprised then at the change that begins to manifest itself in the child — at his gradual increase in friendliness, adaptability, willingness to do his part. The

change is one of quiet progress in the ordinary relationships of living; it is one that is wholly consistent with sane and healthy common sense. Then comes the question.

One thing is clear. If this psychology were nothing else than common sense in the usual understanding of the term, it could in no case accomplish anything more than the latter. The artist's eye is not dissimilar to that of the rest of humanity; fundamentally he sees what we see too, the same facts of color and form, the same relationships. Only, he sees more and he sees more subtly, his eye has been trained to more penetrating and analytical seeing, to the ability to see selectively — not in order to falsify the material before him, but in order to bring into it such sense of orderliness as shall render it more understandable to himself and us. The astronomer has the same sort of eye; but he strengthens it with an instrument that has been developed out of centuries of effort to see more clearly. All the while that he studies the heavens and sees within them realities and relationships that are absolutely invisible to the man at his side, he is using none the less his common human eye, — only its vision has been increased in part by training, in part by the instrument through which he looks.

Now the functioning of common sense on the part of the Individual Psychologist is very similar to the functioning of the artist's and of the astronomer's eye. The common sense of the analyst has been trained to orderly seeing of the facts of personality, to subtle seeing of relationships which through experience in the development of this branch of scientific enquiry have been discovered to be always of importance, — just as certain astronomical relationships, always invisible to the untrained and unaided eye, have been established as fundamental and invariably true; and the knowledge of these relationships is the foundation of all one's dealings with the stars. The common sense of the analyst has been trained to a special orderliness, its functioning is clarified and rendered more certain by the lens which Individual Psychology has developed for his use.

A concrete case will help to make these matters clear.

A girl of twelve, fourth child in the large family of hard working, serious minded parents, allowed herself to be enticed on several occasions by a middle-aged man who gave her each time a small sum of money. The mother, limited as she is for time as well as means, and ill at the time the violations occurred, faced the problem with utmost willingness to cooperate with the analyst to whom the case was referred, and showed in every way intelligent concern with the problems of this child so far as these could be approached on the basis of ordinary common sense. She pictured the child as unwilling in the home, as hateful to the older brothers, inclined to petty stealing and lying, to nibbling and other self indulgence, — in all these regards, as the exact opposite of the two year older sister. The child had certainly known better than to allow herself to be touched by the man. The mother had one sure conviction — that the girl had yielded in order to get the money.

Now in the first interview with the little girl the analyst must try to discover what the child felt about herself, on what point and in what way she felt herself to be inferior, limited, deprived and therefore instinctively on the look-out for special compensation. Questions were put in a conversational way regarding the various members of the family. When it came to the older sister, a curious expression came over the child's face and after a moment she answered, all in a single breath — „She's prettier than me and does lots of work.“ Here now was the keynote to all her troubles: the feeling of inferiority, her discontent with herself, her rebellion against the home situation where the sister was superior, her excuse for self-indulgence, and her readiness for any sort of easy gain. As our talks went on, she enlarged upon it all, and it was interesting to see — as is perhaps always the case with children — how the element of self-criticism, the conviction that after

all she too was at least in part to blame for the unpleasantness she felt in her relationships with others, — how this element was present, but was being made use of only negatively to increase still further her discontent and sensitiveness and irritation, instead of positively as an indication of the direction in which lay a fair and reasonable chance to achieve a satisfaction consistent with social demands. Once a ground of understanding is established, and the conversation is so directed as to focus the attention of the child upon the question whether after all it could not do better if it would only take the trouble, the chances that the child will itself go straight to the heart of its ego-centric and anti-social attitude are very great. So one day, a propos of some explanation by the analyst, the child came of her own accord to tell how she had once been angry at her sister because the latter, always preferred for her friendliness towards others, had been taken on pleasant excursions by an older relative, our little patient however had not been invited. As then, hurt and angry and unkind, she complained to the sister, the latter said — "Why don't you make people love you then?" Our little patient felt the validity of the challenge, but had become so involved in the meshes of her own unlovableness, that she needed something more than just this word of common sense in order to encourage her to take the necessary steps.

It was the same in school or with the younger children: anger, self-pity, a running away from responsibility, complaint that the others had more; some petty stealing to get money for sweets, and lying then in self-defence. Always she was ready to take the easier way. And the task of the analyst consisted in searching out the roots of such behaviour, in searching into the depths of her discontent and making it clear to the child through repeated, patient explanation, that her opportunity to win satisfaction lay only in learning to do *her* best, that what she had to learn was the same lesson that all of us must learn if we desire to be loved and to be content with ourselves and happy with others; and by no means least, that *the task is possible.*

But how make this clear to a child? It is easier than one may at first suppose. For, as we have already indicated, the child's own criticism of himself is always to be discovered, half hidden though it may be under the show of self pity, anger, complaint of others. Consciously it is not wholly clear, but with a little help it comes out with astonishing clearness. The following bit of technique seems to work infaillibly. The child — a boy of thirteen years, illegitimate, handsome, keenminded, with a bubbling sense of humour when he felt himself at ease, but often sullen and indulging in violent temper, — sits besides the analyst. He tells about having been obliged to fill the wood-box in his foster home. He preferred to read, his feet hurt and he did not want to put on his shoes; he raged. The analyst does not preach obedience, or gratitude, nor does she hold up some other boy as model. She says: "Suppose that opposite you there sits another boy of your name. He looks like you, he acts as you do, — —" And she goes on to picture objectively, calmly, clearly the boy's behaviour in the incident he himself has just described. "Opposite me there sits still another boy. He also looks like you, has the same name, and he too has to bring in wood. Yes, he also would rather read. But then, he knows that somebody has to do the work, and he does not think it is quite fair that he should have all the pleasant things and his mother all the hard things. Besides that, he knows that his feet don't hurt so very badly after all, not so badly that he couldn't put on his shoes if he really wanted to. Which of those two boys do you like better? Which would you rather play with? Which would you rather live with all your life? And don't you think that other people would prefer that one too?"

Now that is all plain common sense. And yet it is common sense directed consciously and definitely so as to help the child to see himself as one standing as others stand in the social group, and subject to precisely the same judgments

as the others. And seeing himself so, his attention is turned upon the clear possibility of choosing, in this one concrete situation at least, to "play fair"; it helps him to criticize himself not hopelessly in comparison wih someone else, but with emphasis on the possibilities that lie ready to hand within himself. The challenge bears the stamp of what all. But wouldn't the other boy like some too? Which really gives you more pleasure after all, — to go off in your corner to eat it by yourself, or to share it and be good friends with the other boy? And how about the blackberries? You like to eat them? Is it fair that others should have all the work of making them grow and you only the fun of eating them? And the dishes. Perhaps you would like to eat from them dirty? If not, then somebody has to wash them. Do you suppose that mother (the foster mother i. e.) really enjoys doing them three times a day, seven days every week? She does a good deal for you; why not try doing more for her, and see if you don't like yourself better when you do that way.

Week by week the boy's face grew brighter "I got angry just once" — and we reasoned out the difficulty in the same manner as before. "I think the boys like me more. So-and-so lets me read his books. I helped him do some things for his little sister." And bye and bye, to our question how many times he has got angry, he replies: "I didn't find anything to get angry about." Nothing at all? Couldn't you find something if you had tried? The lad's eyes twinkle, he has begun to enjoy the feeling that he can himself meet the problems that arise. And one day he comes in bringing us a basket of berries from the very vines he had so hated to weed.

Common sense says: You could do better if you would; and is rather inclined to hold up someone else as example. Individual Psychology focuses the examination upon the central sensitiveness of the individual child, finds there the deepest root of his uncertainty, his keenest fear of humiliation; and Dr. Seif has called "Crital Optimism", — it does not leave the child with the feeling that he is inferior to all the others, a very good-for-nothing; nor yet does it fill him with glowing heroic ambitions that are bound to disappointment. It simply helps him to look the facts in the face, to find himself more capable than he has thought, and leaves with his own best sense the judgment of his anger, his selfishness, his tendency to shirk, to tyrannize, etc. etc.

Of all things this boy had hated to be commanded what to do. Let a master tell him to join in a game of ball, and the game had no zest for him; or he came to us sullen and frowning because he had been obliged to weed the blackberry vines, or to help with the dishes. Motherless and fatherless as he was, changed aready many times from "home" to "home", was it strange that he felt himself the sport of anyone who seemed to hold some measure of authority over him? Not strange, and yet at the same time, by no means the feeling that would help him to meet his problems well. We must help him to realize that there were other ways, wholly valid, to look at the situation. Did he really believe that the master intended to annoy him with he game, — or rather that the master knew it would be good for him to play? Or suppose even that the master did intend to be unkind, did it improve the situation to be mean himself? And could he not make it pleasanter for the other boys by joining in? And did he not like to play, after all?

"Yes, — but only when I can play the part I want to." But don't the other boys prefer to play that part too? Do you like others so well when they try always to get the best things for themselves? You have an apple, and would enjoy eating it corresponding to the specialized fear an equally exaggerated aim of compensation. It examines the fear, discovers the element of exaggeration in the child's emotional judgment of the situation, — the error, that is, which can be corrected. It shows the child that he is not helpless, helps him to make the necessary start at measuring up his powers with the possibilities of the actual

situation instead of making them appear as nothing in comparison with fancied impossibility. Like the little boy who had great difficulty in learning to read: One eye on the page, one on the analyst to see whether she approved, of course he did poorly. Tears gushed into his eyes: "How can you expect me to know everything?" Everything — nothing; not to play at all, or to play the leading part; to refuse to be kind at all, if one cannot be loved more than the rival; never to make an effort, but to expect always to get what one wants.

In working with children, as well as with adults, emphasis must be laid upon the possibilities rather than upon the difficulties of the situation in which the individual finds himself. He must be shown how he himself is exaggerating these difficulties, and excusing himself while blaming others for all that goes wrong. He must be taught how to be on the lookout in every situation for those aspects which, fairly viewed, present in any way an opportunity for him to find and prove himself less helpless than he had thought. For the treatment is a training for life as it is, and not for life modified always to suit one's special sensitiveness and ambition.

But on the other hand we do not neglect to learn whether his environment is after all too hard upon the child, too emphatic in complaint, too inconsiderate of his lack of experience, ungenerous in demand, critical without due regard for the needs and limitations of the child, discouraging in its judgment, its lack of wholesome approval and interest and warmth. On both sides we try to play fair, to strike a working balance of better confidence and mutual consideration and interest in doing each one his best to make life really livable.

Not though that we try to persuade the child that the father is fair when obviously he is not, nor that it is pleasant to wear ugly clothes when other girls have prettier; nor on the contrary do we let ourselves be stirred to any such "sympathy" for the child as might encourage him in his selfpity and increase his bitterness and distrust. Rather do we help him to see that the parents have their troubles too, — does he help them as he might, or does he do wilfully or heedlessly little things which he knows quite well will irritate them, and so himself increase the unhappiness of his lot? And we urge the parents to try whether an attitude of confidence and encouragement is not more effective than one of complaint.

A little lad of nine (the one mentioned above who could not read) was brought to us for help. Mentally he was of fair general ability, excelling in keeness and zest for things mechanical, but in reading so extremely backward as to be in a special class. Toward the teacher his attitude was one of marked helplessness, he needed always undue assistance at his tasks, sat with puckered brows; and with the other children he was disagreeable and quarrelsome. When he came to us he sat slouching and passively sullen, was aloof, unfriendly, unresponsive — a most unhappy and unattractive child. He bore all the marks of hopeless discontent and discouragement with life. With tears and whine he complained that he had to help his sister wash the dishes, — "That's a girl's job!" — And so there was friction all the time. We explained to him that manliness does not consist in doing any special kind of job, but rather in being manly, a friendly, willing, helpful brother and son whatever he may have to do. We talked things over many times, and gradually — we saw him only once a week — he became more approachable, appeared to be making certain tentative efforts to do better at home.

But meanwhile we saw the mother too. A nervous woman, who was after a little to tell us of her own discouraged childhood, her ambitions, efforts, and constant feeling of being submerged under the difficulties of life. Pregnant soon after marriage, she had looked forward to having a child, but had desired a girl. Instead, this little boy was born; but while he was still quite small, there followed a sister. And so here lay the root of his troubles, of his rivalry and

helplessness. Feeling the sister as more favoured than himself, humiliated as she learned to read more readily than he, growing up in an atmosphere of nervous irritability, he had slunk into a most dangerous attitude of self-pity, helplessness, and hateful resentment, that augured the worst in all relationships of life. As our work went on, the mother turned to us at moments of crises, and so little by little the atmosphere grew more hopeful.

Once, for example, she telephoned us to ask in bitter despair what she should do with the boy who had just been sent home in disgrace for having stolen a small amount of money that lay on the teacher's desk in the class of manual training. We advised her to say but little to the boy, only to let him realize how encouraged she had been by the improvement he had been making, and to suggest that of course he knew that this was not the fair way to treat other people. She might also ask him what he himself thought he ought to do about it now. The boy was without question already convinced of his misdemeanour; her chief concern should be not to make of it a thing so monstrous as to shatter his courage to go on, but rather to present the matter in such light as to enable him, on this point too, to make the manlier choice. "Should he be deprived of his work in manual training as punishment?" the mother asked. Is it punishment we want, was our reply, or the cooperation of the boy? The mother grew calmer. And when we talked the incident over with the child, we found him soon ready with the idea that the manly way to face the situation was to go to the teacher and say that he was sorry.

And a few weeks later, when he had broken a neighbour's window while at play, he went to her directly of his own accord, instead of slinking away.

The lad's expression grew brighter as the weeks went on, he came to us with a franker, friendlier, happier air; and the last we heard from the mother, she told us that his improvement in school had been so marked that he might now return to his own class; while in other ways he had so changed that several friends had recently remarked to her, what a manly boy he had grown to be.
Individualpsychologie

Not the objective facts of the situation, but the child's emotional interpretation of those facts gives the key-note of his disturbance. The individual psychologist can not be content until he has discovered the feeling that the child has of himself in relationship to his environment. Does he feel deprived on this ground or on that, shut out from chances that these have dominated, commanded, and tossed about like some object with no right to a life of its own? The analyst seeks out these habitual "inferiority feelings" of the child, studies to discover the error of judgment involved, the exaggeration of actual difficulty and the corresponding exaggeration of helplessness; the exaggerated expectation or desire or craving to receive without effort, the exxaggerated excusing of himself. This analysis and explanation of his problems helps the child to substitute a socialized for an egocentric and over- sensitive judgment of the situation, to see himself as one among the others with responsibility to do his part, and to recognize that it is exactly this quality in others that makes for happiness wherever he sees it. This emphasis tends to develop appreciation of others along with respect for oneself, tends not to rivalry but rather to frank and friendly and self-reliant cooperation. It helps the child to find within himself the social judgment of his own feeling and aim and behavior, and so to develop a self-reliance that is as free from desire to prove oneself superior to the disadvantage of the other, as it is free from the old exaggeration of one's own inferiority. It tends to develop a sense of one's own worth that is wholly consistent with appreciation of the worth of these. For it sees true individuality, whether of oneself or of others, as the development of precisely the possibilities that lie given within the one person or the other, as

these possibilities become trained to self-reliance in meeting the actual, concrete problems of life.

This is a common sense clarified and ordered and rendered more certain in its seeing by the search-light with which it proves straight to the feeling of inferiority; grown more tactful in its use of the social appeal as a challenge to each to do his best instead of merely better than others; and more optimistic in that it finds that in every situation there is possibility of an attitude of self-reliance, and that with training in this direction the individual will win gradually a satisfaction that can no longer be tempted back into the old neurotic helplessness. It sees that the individual is never really content with getting, but only with being; that no amount of praise or favor accorded by these can bring him security within himself, can substitute for the sense of integrity that results from the training of his own deep-rooted sense of fair play, — of social feeling. Some rudiment of this feeling lies ready within the child; it remains for parents and teachers to initiate the training, the formation of habits of fair judging and courageous, self- reliant deciding and acting with which alone the individual can live at peace with himself and can make his best constribution to the social whole.

Beitrag zur Kritik der Ambivalenz

Von Dr. med. FRITZ KÜNKEL (Berlin)

I. Das Problem. Selten hat ein wissenschaftlicher Begriff bei Gelehrten und Laien so rasche Aufnahme gefunden wie der von E. Bleuler geschaffene Terminus Ambivalenz*). Er sollte zunächst nur beschreibend einen psychischen Tatbestand charakterisieren, den jeder Mensch bei sich selbst beobachten kann und der in Kunst und Mythos oft genug zur Darstellung gekommen ist. Goethes Faust, in dessen Brust zwei Seelen wohnen, der mittelalterliche Mensch, dem von links der schwarze Dämon Versuchungen zuraunt, während ihn von rechts der Engel des Lichtes ermahnt, und Herakles, der zwischen Laster und Tugend am Scheideweg steht, das sind verschiedene, von den jeweiligen Kulturstufen aus gesehene Bilder des gleichen Sachverhalts, den Bleuler dann psychologisch im Ambivalenzbegriff erfassen wollte: zwei einander widersprechende Strebungen kommen in ein und demselben Menschen gleichzeitig zur Wirkung.

Aber es zeigt sich, daß eine rein beschreibende, und das heißt vorurteilslose Begriffsbildung in der Psychologie nicht möglich ist. Jeder, der das Wort Ambivalenz im Bleulerschen Sinne gebraucht, macht stillschweigend eine Reihe von fundamentalen Voraussetzungen, die ihm später in Gestalt von unausweichlichen Folgerungen entgegentreten müssen. Während man einen Sachverhalt zu bezeichnen glaubt, hat man sich auf eine Weltanschauung festgelegt. Wer nämlich zugibt, daß Ambivalenz möglich sei, daß also ein Mensch dasselbe gleichzeitig wollen und nicht wollen könne, der sagt damit, daß das Wollen des Menschen nicht einheitlich zu sein braucht, sondern einen inneren Widerspruch enthalten kann, daß es also nicht eine, sondern mehrere Willensrichtungen gleichzeitig in demselben Menschen geben kann, und daß die Einheitlichkeit der Person im Sinne der Willenseinheit nicht zum Wesen des Menschen gehört. Und weiter, wenn die Einheit, ohne die die Wissenschaft nun einmal nicht auskommt, im Individuum keinen Halt mehr findet, so muß sie anderswohin verlegt werden. Das Individuum wird, wie Sabina Spielrein einmal sagt, zum Dividuum. Und die neue Einheit wird der Trieb. Wer

*) E. Bleuler, Die Ambivalenz, in: Festgabe zur Einweihung der Neubauten der Universität Zürich, 1914.

den Ambivalenzbegriff in seiner ursprünglichen Fassung gelten läßt, sieht sich nachher genötigt, die Triebe als selbständige Einheiten, als Substanzen aufzufassen, die durch ihren (freilich rätselhaften) Zusammentritt jene Triebbündel, Triebmischungen oder Triebsysteme erzeugen, die man sonst Menschen nennt. „Ambivalenz“ ist nahezu gleichbedeutend mit „Triebkonflikt“. Sie bezeichnet nur das akute Stadium des letzteren. Und wer die Möglichkeit eines Triebkonflikts widerlegt, hat gleichzeitig bewiesen, daß es keine Ambivalenz geben kann.

Darum scheiden sich hier die Geister.

Hält man, wie es die Individualpsychologie tut, daran fest, daß Einheitlichkeit und Unteilbarkeit zu den wesentlichen Merkmalen der menschlichen Person gehören, so kann man den Triebkonflikt und damit auch die Ambivalenz als Tatbestand nicht gelten lassen. Der Mensch kann dann nicht sowohl das eine wie auch das andere wollen, sondern nur entweder das eine oder das andere oder aber keines von beiden, sondern ein drittes. Und was wir als Triebkonflikt bei uns und anderen erleben, muß Schein, Selbsttäuschung, Maske sein. Damit fällt aber der Individualpsychologie auch die Verpflichtung zu, das Zustandekommen dieses Scheins zu erklären. Sie muß begreiflich machen, auf welche Weise und aus welchem Grunde zahllose Menschen dazu kommen, sich und anderen vorzutäuschen, daß sie A und B gleichzeitig wollen, während sie doch in Wahrheit etwas anderes, nämlich C anstreben. Ferner muß sie zeigen, warum sich durch diesen Schein die Dichter, Philosophen und Forscher bis auf wenige Ausnahmen immer wieder irreführen lassen, und warum er schließlich im Begriff der Ambivalenz seine wissenschaftliche Anerkennung durchsetzen konnte.

Aber es sind nicht so sehr diese theoretischen Gründe als vielmehr die praktischen Bedürfnisse der Psychotherapie, die eine sorgfältige Demaskierung des ambivalenten Scheines nötig machen. In den meisten Fällen wird der Individualpsychologe die „unlösbaren Triebkonflikte“ seiner Patienten ohne große Mühe als Mittel der Distanzierung entlarven können*). Hin und wieder aber zeigen sich Ambivalenzen, die so tief verankert zu sein scheinen, daß sie ein sehr eingehendes Studium der fraglichen Zusammenhänge verlangen. Dann wird eine prinzipielle Klarstellung der Beziehungen zwischen biologischen Bedürfnissen, psychischen Neigungen und bewußten Zielen nötig. Und die Heilung tritt meistens erst ein, wenn es gelungen ist, jede Möglichkeit zum Arrangement einer Ambivalenz bis hinab in die biologischen Fundamente des Menschenlebens einwandfrei zu beseitigen.

Ferner spielt der falsche Ambivalenzbegriff in der nicht individualpsychologisch orientierten Psychotherapie eine große und wenig segensreiche Rolle. (Auch die psychoanalytische Auffassung, daß der Triebkonflikt die Neurose verursache und daß das Symptom eine Kompromißbildung zwischen der verdrängenden und der verdrängten Tendenz darstelle, ruht auf der Voraussetzung, daß es Ambivalenzen gäbe. Ist die Möglichkeit der Ambivalenz widerlegt, so fällt diese Neurosentheorie in sich zusammen.) Sobald der Therapeut einen derartigen Begriff anwendet, greift der Patient ihn gierig auf, die Neurose nimmt eine Form an, die tatsächlich den unlösbaren Triebkonflikt vortäuscht, und die Behandlung ist gescheitert. Die wissenschaftliche Sanktion des Ambivalenzbegriffes bedeutet dann geradezu die Heiligsprechung und damit die Verewigung der Neurose.

Noch größeres Unheil als vom psychologischen Begriff geht aber von seiner volkstümlichen Grundlage aus; nämlich von dem weit verbreiteten Glaubenssatz, daß es sehr häufig im Menschenleben innere Konflikte gäbe, aus denen sich kein anderer Ausweg böte als der Verzicht auf das Leben selbst. Wenn es gelänge, diesen Aberglauben zu beseitigen und durch eine Anschauung zu ersetzen, die der

*) Vergleiche Adler: Das Problem der Distanz in „Praxis und Theorie“, und Fortschritte der Individualpsychologie, in: „Intern. Zeitschrift für Individualpsychologie“, II. 1.

Wahrheit näher kommt, so würde die Zahl der verfehlten Existenzen, der hoffnungslos vertrauerten Menschenleben und wahrscheinlich auch die Zahl der Selbstmörder geringer werden, als sie jetzt ist.

Freilich muß diese Korrektur der öffentlichen Meinung gegen den erbitterten Widerstand all derer durchgesetzt werden, die jenen Aberglauben nötig haben, um ihr Versagen im Leben mit der Berufung auf eine unabänderliche tragische Verknotung zu entschuldigen. Und sie können nicht nur eine imposante Reihe pessimistischer Philosophien zu ihrer Verteidigung aufbieten, sondern sie werden sich auch auf eine Unzahl von Dichtungen berufen, die von Sophokles bis Dostojewski die inneren Widersprüche des Menschentums in immer neuen Formen wiederholen. Ein solcher Reichtum geistiger Werte kann schwerlich aus einer vollständig irrigen Lebensauffassung erwachsen sein. Und darum wird die Entkräftung jenes tragischen Vorurteils nur gelingen, wenn gleichzeitig nachgewiesen wird, welcher objektive Wahrheitsgehalt ihm zugrunde liegt und wie aus diesem Wahrheitsgehalt die mißverständliche und mißbrauchte tragische Maske entstehen konnte, mit der jetzt Schwäche, Weltflucht und neurotischer Trotz ihr verlorenes Spiel verschönen.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Individualpsychologie dazu berufen und dazu imstande ist, die irrtümliche Auffassung der Ambivalenz und des Triebkonfliktes zu beseitigen. Aber es tut not, den Dingen sorgfältig auf den Grund zu gehen. Und deshalb darf es nicht verdrießen, wenn hier gelegentlich noch einmal Tatsachen und Zusammenhänge erörtert werden, die längst zum geistigen Gemeingut der Individualpsychologie gehören. Man kann in den großen Fragen der Psychologie — und um eine solche handelt es sich — keine sichere Entscheidung finden, wenn man nicht die Übereinstimmung der Gesamtansicht mit den kleinen Erfahrungen des Alltags bis in die Einzelheiten hinein verfolgt. Und das soll zunächst im Umkreis dessen, was man als Ambivalenz zu bezeichnen pflegt, versucht werden.

II. Einteilungen. Will man sich unter den verschiedenartigen Phänomenen, die jetzt den Titel Ambivalenz führen, zurechtfinden, so wird man zuerst die von Bleuler selbst gegebene Einteilung zu Hilfe nehmen*). Sie greift auf die alten Kategorien der Seelenvermögen zurück und unterscheidet demnach drei Arten von Ambivalenz:

1. Die Ambivalenz des Wollens: man will etwas und will es gleichzeitig nicht; oder, was auf dasselbe herauskommt, man will zwei einander widersprechende Dinge zugleich. Als Beispiel mag die Situation der Versuchung dienen: jemand möchte einen Apfel stehlen, weil er Hunger hat, und er möchte es nicht, weil er es für moralisch unzulässig hält.

2. Die Ambivalenz des Fühlens: man liebt und haßt zugleich denselben Menschen oder man fürchtet und ersehnt zugleich dasselbe Ereignis. Die Mischung von Liebe und Haß ist ein Problem, das zu tief greift, als daß es hier ein Schulbeispiel abgeben könnte. Aber Furcht und Sehnsucht finden sich oft beieinander. Man denke nur an das junge Mädchen, das seiner ersten Liebesnacht entgegengeht.

3. Die Ambivalenz des Denkens: man hält ein Urteil zugleich für wahr und für falsch. Als Beispiel mögen etwa diejenigen Katholiken gelten, die einerseits von der ausnahmslosen Gültigkeit der biologischen Fortpflanzungsgesetze überzeugt sind und doch auch anderseits an die unbefleckte Empfängnis glauben.

Betrachtet man diese Einteilung genauer, so sieht man, daß alle drei Formen auf die gleiche Quelle zurückgehen und daß sie nie einzeln, sondern immer nur gemeinsam vorkommen. Der moralische Apfeldieb erlebt nicht nur das Wollen und Nichtwollen, sondern auch die Gefühle des Verlangens und des Abscheus, und die Gedanken: „Ich tue es" und „Ich tue es nicht". Das Mädchen fühlt nicht nur Sehnsucht und Angst, sondern sie will auch und will nicht, und denkt zugleich: „Ich gehe" und „Ich gehe nicht". Und bei dem Katholiken würde eine genaue

*) Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie, 1911, Seite 92 und 288.

Analyse dasselbe ergeben. In jedem Falle liegt die sogenannte Ambivalenz nicht in der einzelnen Funktion, sondern in der Zwiespältigkeit des Standpunktes. Und dieser Zwiespalt, dieses Ja und Nein zugleich, äußert sich nach vielen Seiten hin, in vielen Sprachen, nämlich durch alle Organe des Körpers: nicht nur in Gedanken, Gefühlen und Wollungen, sondern auch im Mienenspiel, Bewegung und Haltung, in Peristaltik, Drüsensekretion und Blutkreislauf. Es ergibt sich also, daß diese Einteilung nicht die Unterscheidungsmerkmale verschiedener Arten von Ambivalenz liefert, sondern nur die hauptsächlichsten Äußerungen oder Symptome, die bei jedem einzelnen Falle von Ambivalenz aufzutreten pflegen. Wir kommen auf diese Weise nicht dem Umfang, sondern dem Inhalt des Begriffs auf die Spur.

Gleichzeitig aber bietet sich hier die Möglichkeit zu einer sehr wichtigen Abgrenzung. Die sogenannte Ambivalenz des Denkens, das heißt die gleichzeitige Bejahung zweier sich widersprechender Urteile, muß nämlich sorgfältig unterschieden werden von der Überlegung oder dem Zweifel. (Daß der Zweifel durch die Verewigung der Überlegung wieder zum Distanzierungsmittel und dadurch zum neurotischen Symptom werden kann, kommt in diesem Zusammenhang nicht in Betracht. Hier handelt es sich zunächst um den normalen Zweifel.) Überlegung ist die Phase der Unentschiedenheit im theoretischen Denken. Zwei mögliche Urteile, die aber beide noch suspendiert, also beide noch keine wirklichen Urteile sind, werden gegeneinander abgewogen. Durch den Akt der Bejahung (oder Verneinung) wird der Zweifel in Gewißheit und das mögliche in ein wirkliches Urteil verwandelt. Dieser Akt der Entscheidung, den die Stoiker „synkatathesis“ nannten, ist kein intellektuelles, sondern ein voluntaristisches Moment, er ist ein Willensentschluß. Er bedeutet nicht nur, daß aus der Vermutung ein Urteil geworden ist, sondern auch, daß der Urteilende gemäß dem Urteil, zu dem er sich bekannt hat, tatsächlich handeln wird. Andernfalls, wenn er nicht danach handelt, hat er nur die Formel des Urteils geplappert, zu irgendeinem Zweck, aber er hat es dann eben nicht wirklich bejaht. Das Urteil nun, dieser Willensentscheid, ist zwar darin, ob er erfolgt oder nicht erfolgt, einzig vom Willen des Urteilenden abhängig, in seinem Inhalt dagegen unterliegt er dem unabweisbaren Zwange der Logik. Wir wissen, daß das Denken in all seinen Erscheinungen, in Themenwahl, Einfällen, Wendungen, Auswahl und Wertung der Beweise, von unserem Willen gemacht und dirigiert wird. All unser noch so vorurteilsloses Überlegen ist bestellte Arbeit, deren Richtung und Ergebnis durch die geheimen Ziele unserer Persönlichkeit vorher bestimmt sind. Das straffe logische Urteil aber ist der einzige Lebensvorgang, durch den das Enderzeugnis des Lebens, nämlich der Geist, zurückgreifend auf den Träger des Lebens, den Willen, einen Zwang ausüben kann. Doch davon später.

Von einer Ambivalenz des Denkens kann nur die Rede sein, wenn die Bejahung unbeanstandet zwei einander widersprechenden Urteilen erteilt wird. Dies ist psychologisch möglich, wie die Erfahrung beweist, aber logisch unmöglich, wie der Satz vom Widerspruch sagt. Solange jemand schwankt, ob Brindisi in Italien oder in Griechenland liegt, befindet er sich in der Phase des Zweifels, also des Nichtwissens. Gelangt er zu dem Urteil „Brindisi liegt in Italien“, so tritt das Wissen an Stelle des Zweifels. Und es ist dabei gleichgültig, ob das Urteil objektiv wahr ist oder nicht. Die Ambivalenz des Urteils würde nur vorliegen, wenn der Betreffende überzeugt wäre, daß Brindisi sowohl in Italien als auch in Griechenland gelegen sei.

Man sollte meinen, daß ein solcher Widersinn nur im Denken der Wahnsinnigen auftreten kann, weil sich ja das gesunde Denken dem Satze vom Widerspruch nicht zu entziehen vermag. Wenn A gleich B ist, kann es unmöglich gleich Nicht-B sein. Eine Stadt, die in Italien liegt, kann unmöglich außerhalb Italiens liegen. Das ist der Satz vom Widerspruch. Und solange es sich um theoretische

Wahrheit näher kommt, so würde die Zahl der verfehlten Existenzen, der hoffnungslos vertrauerten Menschenleben und wahrscheinlich auch die Zahl der Selbstmörder geringer werden, als sie jetzt ist.

Freilich muß diese Korrektur der öffentlichen Meinung gegen den erbitterten Widerstand all derer durchgesetzt werden, die jenen Aberglauben nötig haben, um ihr Versagen im Leben mit der Berufung auf eine unabänderliche tragische Verknotung zu entschuldigen. Und sie können nicht nur eine imposante Reihe pessimistischer Philosophien zu ihrer Verteidigung aufbieten, sondern sie werden sich auch auf eine Unzahl von Dichtungen berufen, die von Sophokles bis Dostojewski die inneren Widersprüche des Menschentums in immer neuen Formen wiederholen. Ein solcher Reichtum geistiger Werte kann schwerlich aus einer vollständig irrigen Lebensauffassung erwachsen sein. Und darum wird die Entkräftung jenes tragischen Vorurteils nur gelingen, wenn gleichzeitig nachgewiesen wird, welcher objektive Wahrheitsgehalt ihm zugrunde liegt und wie aus diesem Wahrheitsgehalt die mißverständliche und mißbrauchte tragische Maske entstehen konnte, mit der jetzt Schwäche, Weltflucht und neurotischer Trotz ihr verlorenes Spiel verschönen.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Individualpsychologie dazu berufen und dazu imstande ist, die irrtümliche Auffassung der Ambivalenz und des Triebkonfliktes zu beseitigen. Aber es tut not, den Dingen sorgfältig auf den Grund zu gehen. Und deshalb darf es nicht verdrießen, wenn hier gelegentlich noch einmal Tatsachen und Zusammenhänge erörtert werden, die längst zum geistigen Gemeingut der Individualpsychologie gehören. Man kann in den großen Fragen der Psychologie — und um eine solche handelt es sich — keine sichere Entscheidung finden, wenn man nicht die Übereinstimmung der Gesamtansicht mit den kleinen Erfahrungen des Alltags bis in die Einzelheiten hinein verfolgt. Und das soll zunächst im Umkreis dessen, was man als Ambivalenz zu bezeichnen pflegt, versucht werden.

II. Einteilungen. Will man sich unter den verschiedenartigen Phänomenen, die jetzt den Titel Ambivalenz führen, zurechtfinden, so wird man zuerst die von Bleuler selbst gegebene Einteilung zu Hilfe nehmen*). Sie greift auf die alten Kategorien der Seelenvermögen zurück und unterscheidet demnach drei Arten von Ambivalenz:

1. Die Ambivalenz des Wollens: man will etwas und will es gleichzeitig nicht; oder, was auf dasselbe herauskommt, man will zwei einander widersprechende Dinge zugleich. Als Beispiel mag die Situation der Versuchung dienen: jemand möchte einen Apfel stehlen, weil er Hunger hat, und er möchte es nicht, weil er es für moralisch unzulässig hält.

2. Die Ambivalenz des Fühlens: man liebt und haßt zugleich denselben Menschen oder man fürchtet und ersehnt zugleich dasselbe Ereignis. Die Mischung von Liebe und Haß ist ein Problem, das zu tief greift, als daß es hier ein Schulbeispiel abgeben könnte. Aber Furcht und Sehnsucht finden sich oft beieinander. Man denke nur an das junge Mädchen, das seiner ersten Liebesnacht entgegengeht.

3. Die Ambivalenz des Denkens: man hält ein Urteil zugleich für wahr und für falsch. Als Beispiel mögen etwa diejenigen Katholiken gelten, die einerseits von der ausnahmslosen Gültigkeit der biologischen Fortpflanzungsgesetze überzeugt sind und doch auch anderseits an die unbefleckte Empfängnis glauben.

Betrachtet man diese Einteilung genauer, so sieht man, daß alle drei Formen auf die gleiche Quelle zurückgehen und daß sie nie einzeln, sondern immer nur gemeinsam vorkommen. Der moralische Apfeldieb erlebt nicht nur das Wollen und Nichtwollen, sondern auch die Gefühle des Verlangens und des Abscheus, und die Gedanken: „Ich tue es" und „Ich tue es nicht". Das Mädchen fühlt nicht nur Sehnsucht und Angst, sondern sie will auch und will nicht, und denkt zugleich: „Ich gehe" und „Ich gehe nicht". Und bei dem Katholiken würde eine genaue

*) Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie, 1911, Seite 92 und 288.

Analyse dasselbe ergeben. In jedem Falle liegt die sogenannte Ambivalenz nicht in der einzelnen Funktion, sondern in der Zwiespältigkeit des Standpunktes. Und dieser Zwiespalt, dieses Ja und Nein zugleich, äußert sich nach vielen Seiten hin, in vielen Sprachen, nämlich durch alle Organe des Körpers: nicht nur in Gedanken, Gefühlen und Wollungen, sondern auch im Mienenspiel, Bewegung und Haltung, in Peristaltik, Drüsensekretion und Blutkreislauf. Es ergibt sich also, daß diese Einteilung nicht die Unterscheidungsmerkmale verschiedener Arten von Ambivalenz liefert, sondern nur die hauptsächlichsten Äußerungen oder Symptome, die bei jedem einzelnen Falle von Ambivalenz aufzutreten pflegen. Wir kommen auf diese Weise nicht dem Umfang, sondern dem Inhalt des Begriffs auf die Spur.

Gleichzeitig aber bietet sich hier die Möglichkeit zu einer sehr wichtigen Abgrenzung. Die sogenannte Ambivalenz des Denkens, das heißt die gleichzeitige Bejahung zweier sich widersprechender Urteile, muß nämlich sorgfältig unterschieden werden von der Überlegung oder dem Zweifel. (Daß der Zweifel durch die Verewigung der Überlegung wieder zum Distanzierungsmittel und dadurch zum neurotischen Symptom werden kann, kommt in diesem Zusammenhang nicht in Betracht. Hier handelt es sich zunächst um den normalen Zweifel.) Überlegung ist die Phase der Unentschiedenheit im theoretischen Denken. Zwei mögliche Urteile, die aber beide noch suspendiert, also beide noch keine wirklichen Urteile sind, werden gegeneinander abgewogen. Durch den Akt der Bejahung (oder Verneinung) wird der Zweifel in Gewißheit und das mögliche in ein wirkliches Urteil verwandelt. Dieser Akt der Entscheidung, den die Stoiker „synkatathesis" nannten, ist kein intellektuelles, sondern ein voluntaristisches Moment, er ist ein Willensentschluß. Er bedeutet nicht nur, daß aus der Vermutung ein Urteil geworden ist, sondern auch, daß der Urteilende gemäß dem Urteil, zu dem er sich bekannt hat, tatsächlich handeln wird. Andernfalls, wenn er nicht danach handelt, hat er nur die Formel des Urteils geplappert, zu irgendeinem Zweck, aber er hat es dann eben nicht wirklich bejaht. Das Urteil nun, dieser Willensentscheid, ist zwar darin, ob er erfolgt oder nicht erfolgt, einzig vom Willen des Urteilenden abhängig, in seinem Inhalt dagegen unterliegt er dem unabweisbaren Zwange der Logik. Wir wissen, daß das Denken in all seinen Erscheinungen, in Themenwahl, Einfällen, Wendungen, Auswahl und Wertung der Beweise, von unserem Willen gemacht und dirigiert wird. All unser noch so vorurteilsloses Überlegen ist bestellte Arbeit, deren Richtung und Ergebnis durch die geheimen Ziele unserer Persönlichkeit vorher bestimmt sind. Das straffe logische Urteil aber ist der einzige Lebensvorgang, durch den das Enderzeugnis des Lebens, nämlich der Geist, zurückgreifend auf den Träger des Lebens, den Willen, einen Zwang ausüben kann. Doch davon später.

Von einer Ambivalenz des Denkens kann nur die Rede sein, wenn die Bejahung unbeanstandet zwei einander widersprechenden Urteilen erteilt wird. Dies ist psychologisch möglich, wie die Erfahrung beweist, aber logisch unmöglich, wie der Satz vom Widerspruch sagt. Solange jemand schwankt, ob Brindisi in Italien oder in Griechenland liegt, befindet er sich in der Phase des Zweifels, also des Nichtwissens. Gelangt er zu dem Urteil „Brindisi liegt in Italien", so tritt das Wissen an Stelle des Zweifels. Und es ist dabei gleichgültig, ob das Urteil objektiv wahr ist oder nicht. Die Ambivalenz des Urteils würde nur vorliegen, wenn der Betreffende überzeugt wäre, daß Brindisi sowohl in Italien als auch in Griechenland gelegen sei.

Man sollte meinen, daß ein solcher Widersinn nur im Denken der Wahnsinnigen auftreten kann, weil sich ja das gesunde Denken dem Satze vom Widerspruch nicht zu entziehen vermag. Wenn A gleich B ist, kann es unmöglich gleich Nicht-B sein. Eine Stadt, die in Italien liegt, kann unmöglich außerhalb Italiens liegen. Das ist der Satz vom Widerspruch. Und solange es sich um theoretische

Überlegungen handelt, wird ein solches Doppeldenken auch wohl kaum vorkommen. Aber die meisten Urteile werden bejaht, nicht weil ein logischer Erkenntnisgrund die Anerkennung des Urteils erzwingt, sondern weil ein Wollen seinen Ausdruck oder seine Rechtfertigung in diesem Urteil findet. Wem viel an der Unsterblichkeit seiner Seele liegt, der kommt im theoretischen Denken, zum Beispiel über das Wesen der Substanz, zu ganz anderen Urteilen als einer, der dieses Postulat nicht hat. „Der Wunsch ist der Vater des Gedankens."

Falls also eine Ambivalenz des Wollens erst einmal existiert, kann sie auch eine Ambivalenz des Urteils zur Folge haben. Mehr noch: das Doppelwollen muß sogar, sobald es ins Bewußtsein tritt, zum Doppeldenken führen. Die Logik aber erzwingt die Einheitlichkeit des Urteils. Der Satz vom Widerspruch macht jedes Doppeldenken unmöglich. Und die Einheitlichkeit des Urteils muß ihrerseits wieder auf dem eben angedeuteten Wege die Einheitlichkeit des Wollens erzwingen. So käme man durch die Widerlegung des Doppeldenkens wenigstens zu einem Mittel, um das Doppelwollen zu beseitigen.

Indessen handelt es sich zunächst darum, eine andere Einteilung zu finden, um über den Umfang des Ambivalenzbegriffes ins klare zu kommen.

Aus dem Vorhergehenden dürfte erwiesen sein, daß die wesentlichen Merkmale des Begriffes in der voluntaristischen Sphäre zu suchen sind. Und demnach wird sich auch nur dort ein brauchbares Einteilungsprinzip finden. Tatsächlich kommt man zu einer guten Übersicht über das ganze Gebiet, wenn man die von Freud eingeführten Termini „Triebziel" und „Triebobjekt" zu Hilfe nimmt*). Freilich muß man sich dabei hüten, in dem Worte „Trieb" unklare Voraussetzungen über eine a tergo wirkende Naturkraft mitzudenken. Wer Wert auf Genauigkeit des Ausdruckes legt, mag etwa Bezeichnungen wie Wunschziel, Wunschobjekt oder Neigungsziel, Neigungsobjekt vorziehen. Das Wichtige ist die Unterscheidung zwischen dem Ziel, das heißt einem Zustand des Subjekts, der noch nicht besteht, sondern erst erreicht werden soll, und dem Objekt, das zur Erreichung dieses Zieles nötig ist. Auf diese Weise erhält man ebenfalls drei Gruppen von Ambivalenz:

1. Bei gleichem Wunschziel werden verschiedene, einander ausschließende Wunschobjekte festgehalten. Jemand will trinken, das ist sein Ziel, und er will einerseits Milch und anderseits Wein trinken, das sind die widerstreitenden Objekte. Oder jemand will heiraten, aber es soll einerseits eine große, dunkle Brunhild und anderseits eine kleine, blonde Kriemhild sein.

2. Bei gleichem Wunschobjekt treten zwei sich widersprechende Wunschziele auf. Jemand hat eine Perle, das Objekt, und er will sie einerseits selber tragen, anderseits will er sie einem Freunde schenken; das sind die beiden Ziele. Oder ein Mädchen kennt einen Mann und möchte einerseits vor ihm fliehen, anderseits doch auch ihm um den Hals fallen.

3. Zwei Handlungen mit verschiedenen Zielen und verschiedenen Objekten werden zugleich intendiert. Jemand will zu gleicher Zeit Blumen pflücken und Zeitung lesen. Weder die Objekte, Blumen und Zeitung, noch die Ziele, Pflücken und Lesen, sind dem Sinne nach Widersprüche. Und die Ambivalenz kommt nur durch das zeitliche Moment zustande, weil der Mensch nun einmal nicht zweierlei zugleich tun kann.

Da andere Kombinationen zwischen Ziel und Objekt nicht denkbar sind, können weitere Gruppen nicht vorkommen. Die Einteilung ist also erschöpfend; der Umfang des Begriffes ist vorläufig bestimmt. Aber wenn man nun auch über den Begriff zu einiger Klarheit gekommen sein mag, über Wesen, Ursprung und Bedeutung des psychischen Tatbestandes selbst, weiß man noch ebensowenig wie

*) Freud, Triebe und Triebschicksale. Kleine Schriften, Bd. IV, Nr. 16.

vorher. Und doch birgt die letzte Einteilung den Weg zu weiterer Erkenntnis in sich.

III. Die individualpsychologische Fragestellung. Untersucht man, in welchem Verhältnis das Wunschobjekt und das Wunschziel zueinander stehen, so zeigt sich, daß sie nicht nur erfahrungsgemäß stets miteinander verbunden sind, sondern daß sie einen logischen Zusammenhang bilden. Ihre gegenseitige Abhängigkeit ist ein Sonderfall der Mittel-Zweck-Relation. Das Wunschobjekt muß immer Mittel, das Wunschziel muß immer Zweck sein. Nun liegt es aber im Wesen dieser Relation, daß sie sich bei ihren beiden Gliedern nicht beruhigen kann. Das Denkgesetz (oder ist es ein Lebensgesetz?), das ihr zugrunde liegt, offenbart sich in der Frage „Wozu?", und diese Frage, einmal aufgeworfen, wiederholt sich zwangsläufig bis in die Unendlichkeit. Jemand will eine Zeitung. Wozu? Zum Lesen. Wozu will er lesen? Um die Börsenkurse zu wissen. Wozu das? Um Geld zu verdienen. Wozu das? Um Macht zu haben. Wozu das? — Und die Kette, in der jedes Glied als Zweck für das Vorhergehende und als Mittel für das Nächstfolgende eingespannt ist, rollt weiter. Sie durchläuft Lebensziele, Charakterzüge, Weltanschauungen und verliert sich schließlich bei der Frage nach dem letzten Sinn des Lebens in unaufhellbares Dunkel. Dadurch aber rückt der Tatbestand der Ambivalenz in einen ganz neuen Zusammenhang.

Es kommt nun nicht mehr auf das Heraussuchen und gruppenweise Ordnen der einzelnen Ambivalenzerlebnisse an, wie es für die Begriffsbildung nötig war. Jetzt erhebt sich vielmehr die Frage, welche Stellung denn der konkrete Fall von Ambivalenz im Schicksal dessen einnimmt, der ihn erlebt; unter welchen Bedingungen er auftritt; zu welchem Ergebnis er führt; und welche Funktion er im Gefüge der Lebensziele des Individuums erfüllt oder erfüllen soll. Damit ist die praktische Fragestellung gegeben, die der individualpsychologischen Forschungsmethode entspricht. Gleichzeitig tritt aber das Problem auf, wie man denn nach der Erklärung eines Sachverhaltes fragen kann, den man von vornherein für etwas Unmögliches erklärt.

Nach dem Gesagten nämlich ist der Begriff der Ambivalenz so beschaffen, daß er seine eigene Existenz unmöglich macht. Denn jede Ambivalenz ist aus zwei Tendenzen zusammengesetzt. Jede Tendenz umfaßt ein Mittel, nämlich das Wunschobjekt, und einen Zweck, nämlich das Wunschziel. Aber die Mittel-Zweck-Relation schließt den Zwang zur Einheitlichkeit in sich. Sobald der Zweck bestimmt ist, können zwei einander widersprechende Mittel nicht mehr gleichzeitig gewollt werden. Wer nach Athen will, kann wohl schwanken, ob er auf dem Seeweg oder auf dem Landweg reisen soll. Beides zugleich wollen kann er aber nicht. Sondern er kann nur überlegen, welche Reise vorzuziehen sei. Dann handelt es sich um einen Zweifel des Intellekts, nicht um eine Ambivalenz des Willens. Will er aber tatsächlich sowohl durch Thrazien als auch durch das Ägäische Meer fahren, so ist der übergeordnete Zweck nicht, nach Athen zu kommen, sondern es bestehen drei selbständige Zwecke, nämlich Athen, Thrazien und das Ägäische Meer zu besuchen, und von diesen Zwecken ist nur scheinbar der eine den beiden anderen übergeordnet. Die Ambivalenz der Mittel ist in sich unmöglich.

Aber die Ambivalenz der Zwecke ist ebenso unmöglich. Denn es gibt keine Endzwecke im Leben. Zu jedem scheinbaren Endzweck läßt sich doch immer noch ein übergeordneter Zweck finden, dem der vermeintliche Endzweck als Mittel dient. Je weiter man aber in dieser Richtung geht, desto allgemeinere und umfassendere Zwecke wird man finden; desto mehr vermeintliche Endzwecke ordnen sich ihnen unter; und schließlich müßte sich, theoretisch gesprochen, einmal ein unendlicher Zweck denken lassen, der sämtliche Teilzwecke des Lebens als seine Mittel unter sich vereinigt, und zwar widerspruchslos vereinigt. Das wäre in neuer biologischer Fassung das „höchste Gut" der alten Philosophen.

Praktisch läßt sich wenigstens zu allen konkret erlebten Zwecken der übergeordnete Hauptzweck aufzeigen. Damit werden diese Zwecke, auch wenn sie sich angeblich widersprechen, Mittel ihres gemeinsamen Hauptzweckes. Da nun aber die Ambivalenz der Mittel unmöglich ist, die scheinbaren Endzwecke jedoch in Wirklichkeit die Mittel eines (zwar verborgenen, aber doch wirksamen) Hauptzweckes sind, so ist auch die Ambivalenz der scheinbaren Endzwecke unmöglich.

Nun bleibt dem Verteidiger der Ambivalenz nur noch ein Weg offen. Er kann auf die häufige Beobachtung hinweisen, daß jemand zwar den Zweck will, aber das Mittel oder die Folgen ablehnt. Manch einer möchte schwimmen lernen, aber nicht ins Wasser gehen; und wieder andere möchten eigentlich in Devisen spekulieren, möchten es aber aus Furcht vor den möglichen Verlusten doch lieber nicht.

Sieht man indessen genauer zu, so zeigt sich, daß in beiden Fällen ein Irrtum vorliegt. Der genaue sprachliche Ausdruck müßte nämlich lauten: Man würde den Zweck wollen, wenn man nicht das Mittel oder die Folgen scheuen würde. Nun scheut man sie aber, und somit will man den Zweck vorläufig nicht. Es handelt sich um ein irreales „ich wünschte zwar, es wäre so..., aber aus den und den Gründen will ich es im Augenblick nicht". Der Wunsch erweist sich hier als suspendiertes, hypothetisches Wollen. Er sagt nur aus: das Wollen würde eintreten, wenn jene Bedingungen sich änderten. Somit verhält sich das, was hier Wunsch genannt wird, zum tatsächlichen Wollen, wie die potentielle Energie zur kinetischen. Das suspendierte Wollen ist aber k e i n Wollen, und darum kann von einer Ambivalenz auch hier nicht die Rede sein.

Die Zweck-Mittel-Relation, die dem Gefüge allen Wollens zugrunde liegt, läßt in ihrem Zwange zur widerspruchslosen Einheit des Willens nirgends eine Lücke. Und somit erweist sich, daß der Ambivalenzbegriff in sich selbst einen Widerspruch enthält. Es ist ein Scheinbegriff, dem unmöglich eine psychologische Wirklichkeit entsprechen kann, sondern eben nur ein Schein. Und damit tritt die eigentliche individualpsychologische Aufgabe klar hervor: die Demaskierung des ambivalenten Scheines. Nicht ein Tatbestand, sondern eine falsche Ansicht, nicht eine Wahrheit, sondern ein Irrtum ist Gegenstand der Untersuchung. Und daher kommt es, daß wir, wie vorhin gesagt wurde, etwas zu erklären haben, das wir von vornherein für eine Unmöglichkeit halten.

Individualpsychologie aber macht, ihrem Grundgedanken gemäß, immer die Wendung vom abstrakten Schema zum konkreten Einzelfall nötig.

IV. E i n B e i s p i e l. Leutnant N. ist an Malaria erkrankt. Der Stabsarzt verordnet ihm Chinin, und zwar muß er es in Tabletten ohne Umhüllung nehmen, da unter den Verhältnissen des Bewegungskrieges kein angenehmeres Präparat zur Verfügung steht. Sobald er den bitteren Geschmack im Munde spürt, speit er die Tablette von sich. Und obwohl er sich immer wieder Mühe gibt, seinen „physischen Ekel", wie er sagt, zu überwinden, bringt er die Arznei doch immer nur gerade bis auf die Zunge; dann spuckt er sie aus. In seinem Bewußtsein ist während der ganzen Zeit — und es ist kein Grund vorhanden, seinen Angaben zu mißtrauen — erstens der dringende Wunsch, das Chinin hinunterzuschlucken, zweitens aber, im entscheidenden Augenblick, auch die wilde Gier, den bitteren Geschmack loszuwerden, es koste, was es wolle. Schließlich wird der Stabsarzt grob und das hat zur Folge, daß der Leutnant gehorcht. Er nimmt, wenn auch mit Würgen und Abscheugrimassen, so viel Chinin, als ihm verordnet ist.

Betrachtet man diesen Vorgang im Lichte der Triebpsychologie, so ergibt sich folgendes: Zwei Tendenzen stehen sich gleich stark gegenüber. Auf der einen Seite der bewußte Wille, unterstützt durch Überlegung und klare Motive, auf der anderen Seite ein zwangsartiger Impuls, der etwas von der Unbeirrbarkeit eines Reflexes an sich hat. Beide Tendenzen entspringen dem Selbsterhaltungstrieb und beide bleiben mit ihm im Einklang. Daß man etwas so Bitteres wie Chinin nicht essen darf, ist ein sehr richtiger Instinkt, denn Chinin ist ja tatsächlich ein Gift. Aber

der kulturelle Wunsch, die Arznei zu nehmen, besteht ebenso zu Recht, denn die Erfahrung zeigt, daß Malaria durch Chinin heilbar ist. Was wird also geschehen? Unter dem Einfluß der beiden entgegengesetzten Impulse wird der Mensch hin und her gerissen wie ein Wagen, an dem zwei gleich starke Pferde nach verschiedenen Seiten ziehen. Und dieser Zustand muß so lange dauern, bis einer der beiden Impulse durch neu hinzutretende innere oder äußere Kräfte soviel Unterstützung erhält, daß er den Gegenimpuls überwältigt. Dann aber muß die Frage beantwortet werden, was aus der unterlegenen Tendenz wird. Eine Energie kann nicht ins Nichts vergehen, und man sieht sich zu der Konstruktion gezwungen, daß die besiegten Tendenzen ein schattenhaftes Weiterleben in der Verdrängung führen und dort warten, bis sie wieder zur Regierung gelangen. Der Mensch ist zum willenlosen Tummelplatz der ihn bevölkernden Triebe geworden.

Man sieht, wohin man gelangt, wenn man sich dazu herbeiläßt, den Anwalt der Einzelimpulse zu machen und sie wie selbständige Wesen zu behandeln. Noch fataler aber ist die Feststellung, daß das Schwanken und der endliche Ausgang der ambivalenten Situation nur durch das Gleichgewicht und die schließliche Überlegenheit in den Triebstärken, also durch ein quantitatives Moment erklärt werden kann. Und dies, trotzdem es doch nachgerade klar geworden ist, daß es in der Psychologie nichts zu messen gibt und auch nie etwas zu messen geben kann. Von Quantitäten reden, wo das Messen prinzipiell ausgeschlossen ist, dürfte aber sinnlos sein.

Es ist also unmöglich, das Verhalten des Patienten dadurch zu erklären, daß man sagt, sein physischer Ekel sei ebenso groß wie sein Wunsch, durch das Chinin gesund zu werden. Diese Auffassung entspricht zwar seiner eigenen inneren Wahrnehmung, aber sie ist nur ein „Als ob", eine Selbsttäuschung, eine Fiktion. Er benimmt sich so, als ob beide Tendenzen gleich stark wären. Aber warum tut er das? Wie und wozu kommt diese Täuschung zustande, die doch die unangenehme Situation nur verschlimmert und in ihrem Resultat den Selbsterhaltungstrieb geradezu sabotiert?

Vom individualpsychologischen Standpunkt aus ist es nicht schwer, das Benehmen des jungen Mannes zu verstehen. Und wenn dies Verstehen sich auch nur auf wenige kurze Angaben über seine Persönlichkeit stützen kann, so wird diese Erklärung zwar keine Gewißheit, aber doch eine ziemlich große Wahrscheinlichkeit für sich haben. Und damit ist schon der Beweis erbracht, auf den allein es hier ankommt: daß nämlich das Zustandekommen der scheinbaren Ambivalenz auf eine andere Art besser erklärt werden kann als durch das Gleichgewicht antagonistischer Triebe.

Was wollte also der Leutnant N.? Er wollte gesund werden und wollte trotzdem nichts Bitteres essen. Er wollte also einen Vorteil einheimsen, ohne die Unkosten dafür zu tragen, wollte das Ziel unter Umgehung der Mittel erreichen. Aber er wollte noch mehr. Und wer ihn beobachtete, durchschaute es bald. — Er war der einzige Sohn einer reichen Familie und als solcher gewöhnt, eine Rolle zu spielen. Er wollte zur Geltung kommen, der Held des Tages sein und Ruhm erwerben. (Der Grund hierfür, sein Minderwertigkeitsgefühl, soll uns hier nicht beschäftigen.) Dies Ziel erreichte er auf verschiedenen Wegen. Er war ein pflichtgetreuer Offizier und tat sich gelegentlich durch eine auffallende Tollkühnheit hervor, besonders wenn es sich um Leistungen handelte, die das Interesse der höheren Kommandostellen erregen mußten. Aber anderseits wurde er eine ziemlich hochgradige, unsoldatische Empfindlichkeit und Verzärtelung nicht los, so daß ein Kommandeur ihn einmal im Zorn „das Muttersöhnchen" nannte. Er verstand es sehr geschickt, Schwierigkeiten und Leiden zu arrangieren, um die Vorgesetzten auf sich aufmerksam zu machen. So oft ein General durch die Stellung ging, kam Leutnant N. schweißtriefend, lehmbedeckt und zerschunden aus einer Sappe gekrochen, direkt „unter den Augen Sr. Exzellenz". Er hatte also außer dem aktiven

Wege, der ihn zu dienstlichem Eifer veranlaßte, auch noch den passiven Weg, der durch die Zurschaustellung von Leiden gekennzeichnet war.

Beide Wege laufen in dem Ziele zusammen, daß der Leutnant der Mittelpunkt des Interesses und die wichtigste Person im Regiment sein wollte. Immer kam es ihm darauf an, Kameraden und Vorgesetzte mit sich zu beschäftigen. Und wenn es ihm nicht gelang, ihre Bewunderung zu erregen, so begnügte er sich auch damit, ihre Besorgnis oder gar ihren Zorn wachzurufen. Nun hatte der Malariaanfall den aktiven Weg ungangbar gemacht. Wahrscheinlich wurde er auch als Herabsetzung und als Bedrohung auf dem Wege zum Kriegsruhm angesehen. Und der so Bedrängte griff — natürlich ohne es sich einzugestehen — nach dem altbewährten Aushilfsmittel: Er versetzte sich selbst, den Stabsarzt und alle Anwesenden durch seine körperlichen und seelischen Qualen beim Chininnehmen in staunende Bewunderung.

Wenn jemand Qualen nötig hat, so ist das beste Mittel dazu, daß er sich in unlösbare Konflikte begibt. Man richte es so ein, daß zwei gleich starke Triebe in der Seele um die Vorherrschaft ringen, und man wird unerhört leiden. Freilich muß es derart gemacht werden, daß man unschuldig in den Konflikt gerät. Man darf weder vor sich noch vor anderen für seine Leiden verantwortlich sein. Aber das gelingt immer, wenn die wahren Ziele des Arrangements verschleiert bleiben, wenn also die Rechte nicht weiß, was die Linke tut. Leutnant N. wußte nicht, welches der geheime Zweck seiner geräuschvollen Chinintragödie war. Und eben deshalb, weil sie niemand verstand, erfüllte sie diesen Zweck: Sie erhöhte durch ausgiebige Qualen das Ansehen des Gequälten.

So fügt sich die Ambivalenz, vom individualpsychologischen Standpunkt aus gesehen, zwanglos in das Charakterbild ein. Sie steht, ebenso wie Diensteifer und Empfindlichkeit, im Dienste des Geltungsbedürfnisses.

Im schroffsten Gegensatz zu dieser Auffassung steht das subjektive Erlebnis des Patienten selbst. Seiner inneren Wahrnehmung zeigt sich beim besten Willen nichts anderes, als daß er das Chinin nehmen will und es nicht nehmen kann. Formelhaft ausgedrückt: Er erlebt das Ziel A (Chinin nehmen) als das einzige, das in seiner bewußten Persönlichkeit vorhanden ist. Das Ziel B (das Chinin ausspeien) steht ihm wie ein fremdes Machtgebot im Wege. Und er wird nicht leicht davon zu überzeugen sein, daß er für diese von seinem Körper ausgehende Störung verantwortlich sein soll.

Die Berufung auf den Körper, für dessen Funktionieren oder Nichtfunktionieren man keine Verantwortung fühlt, scheint bei jedem hartnäckigen Fall von Ambivalenz schließlich einmal aufzutreten. Es ist gleichsam die Hochburg der Ambivalenz, und man kann sie nur selten im Sturme nehmen. Meistens bedarf es einer planmäßigen Belagerung. Dazu aber ist ein genaues Studium der vorliegenden Verhältnisse nötig.

V. Das Versuchen und Üben. Zweifellos gibt es Situationen, in denen eine gewollte Handlung nicht zur Ausführung gelangt, weil der Körper versagt. Ein Gefangener will entfliehen, aber er ist zu schwach, um die Eisengitter zu zerbrechen. Seine Muskelkraft erlahmt im Kampfe mit der Außenwelt. Hier sind Körper und Seele einheitlich gerichtet; der Wille scheitert an einem äußeren Hindernis; und niemand wird behaupten, daß eine Ambivalenz vorläge.

Weit unklarer ist aber der psychologische Tatbestand, wenn die Verwirklichung des Gewollten nicht durch mechanische, sondern durch physiologische Hindernisse unmöglich gemacht wird, wie dies etwa im Hungerzustand oder in der Ermüdung vorkommt. Man stelle sich etwa einen Soldaten vor, der vom Feinde verfolgt wird. Er läuft, solange er kann, und schließlich, wenn seine Kräfte erschöpft sind, bricht er zusammen. Er selbst wird dabei etwa denken: „Ich muß weiter. Aber der Körper will nicht mehr.“ Es scheint, daß man in diesem Falle an

dem Willen des Soldaten, sich selbst in Sicherheit zu bringen, gar nicht zweifeln kann. Und wenn er trotzdem nicht weiterläuft, so müßte das eben daran liegen, daß er etwas will, was ihm aus physiologischen Gründen nicht möglich ist. Mehr noch: Es tritt eine positive physiologische Notwendigkeit auf: der Körper braucht Ruhe. Und er verschafft sie sich. Der Körper legt sich auf die Erde, scheinbar gegen den Willen des Soldaten. Der Satz „ich will, aber ich kann nicht“ müßte also in diesem Falle ergänzt werden: „denn mein Körper tut etwas anderes, als ich will, er handelt gegen meinen Willen.“ Damit wäre das Subjekt in ein wollendes Ich und einen handelnden Körper zerspalten. Und der Wille findet seine Schranke nicht an äußeren Hindernissen, sondern in seinem eigenen Werkzeug, im Körper. Das aber würde heißen, der Körper erweise sich als „Nicht-Ich“ — und trotzdem als handelndes Subjekt! Denn das Zusammenbrechen ist nicht nur ein negatives Aufhören des Laufens, sondern auch ein positives Sichhinlegen. Das weiß jeder, der im Kriege eine Flucht erlebt hat.

Ruft man nämlich einem solchen Soldaten zu, er solle sich noch einmal zusammenreißen und sich nicht verloren geben, so sagt er etwa: „Ich will nicht mehr. Laßt mich in Ruhe. Mögen sie mich umbringen.“ Er identifiziert sich also schon mit dem, was ihn gegen seinen Willen am Weiterlaufen hindert, nämlich mit dem Wunsch nach Ruhe um jeden Preis. Es liegt also keine Ambivalenz vor, und die Zerspaltung des Subjekts in Willen und Körper ist nicht vorhanden.

Oder aber er sagt: „Um Gottes willen, helft mir, tragt mich, ich kann nicht mehr weiter.“ Er will noch das Ziel, die Erhaltung seines Lebens, lehnt aber das eine Mittel, das Laufen, schon ab und will mit um so größerem Nachdruck das andere Mittel, das ihm noch bleibt, die Hilfe der Kameraden. Sobald auch dieses Mittel versagt, wenn nämlich der letzte Kamerad an ihm vorüber ist, bleibt auch ihm nur als einzige Rettung das Weiterlaufen. Wenn er das aber will, muß er das Mittel dazu, das Bewegen der Glieder, auch wollen, und das heißt schon, er muß die Muskulatur innervieren, selbst wenn nur noch ein Zucken dabei herauskommt. Solange er leben will, kann er die Versuche sich zu retten nicht aufgeben. Ob diese Versuche gelingen oder nicht, das hängt freilich nicht von ihm ab, sondern von äußeren Umständen, von Gelände, Licht, Bewaffnung und Schnelligkeit des Feindes und dergleichen. Und zu diesen äußeren Umständen gehören auch alle Einwirkungen der Umwelt, denen sein Körper ausgesetzt ist, also auch Sonnenhitze, Wassermangel, spitze Steine und ähnliches. Indessen: Von wann an er diese Beschwerden für zu groß hält und die Hoffnung auf Rettung aufgibt, das hängt einzig von der Stärke seines Lebenswillens ab. In dem Augenblick aber, in dem er die Hoffnungslosigkeit einsieht, wird er alle weiteren Versuche unterlassen.

Aber es bleibt noch die Frage übrig, ob denn ein solcher Soldat nun wirklich sterben *wolle*, und das heißt, ob er nicht schließlich doch lieber am Leben bliebe. Die Antwort ergibt sich aus dem vorhin erwähnten Unterschied zwischen dem suspendierten oder dem potentiellen Wollen (dem Wünschen) und dem tatsächlichen kinetischen Wollen, das stets gleichzeitig ein Schritt zur Tat sein muß. Freilich würde der Soldat weiterleben wollen, wenn es noch ein Mittel dazu gäbe, aber unter den obwaltenden Bedingungen will er es nicht. Das, was er in seiner Lage für aussichtslos hält, das Sichweiterschleppen, versucht er nicht mehr. Er *wünscht* es zwar noch, aber er *will* es nicht mehr. Er stirbt nicht gern, aber er stirbt lieber, als daß er sich noch weiter quält. Er handelt also folgerichtig in der Richtung des kleineren Übels, wenn er sich körperlich auf die Erde und seelisch in die Ohnmacht hinsinken läßt.

Das Verhältnis zwischen Wollen und Können stellt sich nun folgendermaßen dar: Wer etwas will, versucht es. Der Wille ist identisch mit den Anstrengungen zur Verwirklichung des Gewollten. Freilich brauchen diese Anstrengungen durchaus nicht sichtbar zu sein. Auch das Sinnen auf neue Mittel, das Erforschen der Möglichkeiten, ja unter Umständen sogar das Warten auf eine günstige Gelegen-

heit kann dazu gehören. Wo aber diese Anstrengungen und Versuche fehlen, ist der Wille nicht vorhanden. Ob der Versuch zum Ziele führt, hängt dagegen von äußeren Bedingungen ab. Hält man diese für zu ungünstig, so muß man die Versuche einstellen, und damit tritt an Stelle des Wollens das Wünschen, das ein suspendiertes Wollen ist. Solange man aber die Schwierigkeiten für überwindbar hält, kann das Versuchen nicht aufhören. Daraus folgt, daß der Satz: „Ich will, aber ich kann nicht", sinnlos ist. Denn entweder hält man das Ziel noch für erreichbar, dann muß man sagen: „Ich will; und obgleich ich bisher nicht konnte, versuche ich weiter"; oder man hält es schon für unerreichbar, dann muß es heißen: „Ich wollte bisher, aber ich sehe nun, daß ich nicht kann, und darum will ich nicht mehr." Auch das „Unmögliche" kann man nur solange wollen, als man es im Grunde doch noch für möglich hält. Im Augenblick, da man an die Unmöglichkeit glaubt, verschwindet das Wollen. So erzwingt es die Einheitlichkeit von Denken und Wollen, die zum Wesen des Menschen gehört.

Nun wurde schon gesagt: Zu den Faktoren, von denen das objektive Gelingen oder Mißlingen und das subjektive Für-möglich- oder Für-unmöglich-Halten abhängt, gehören die physiologischen Beschwerden, die aus den Versuchen zur Verwirklichung des Gewollten entstehen. Alle diese Nöte aber, Hunger, Durst und Ermüdung, sind ihrem Ursprung nach exogen. Alles also, was die Verwirklichung des Willens hindert, muß von außen her dem handelnden Subjekt in den Weg treten. *Im Inneren des Subjekts selbst kann eine Hinderung des Willens nicht stattfinden, da das Subjekt eben die Willenseinheit ist.* Konkret gesprochen: Wenn der Organismus eine gewollte Handlung nicht zur Ausführung bringt, so muß die Ursache des Mißlingens von außen her dem Organismus entgegentreten, was freilich auch auf dem Umwege über den Körper, etwa durch die Ermüdung, zustande kommen kann. Von innen, aus dem Wesen seiner Organisation heraus, wird der Mensch nie seinen eigenen Willensakt hindern. Der Mensch ist, wie jedes Lebewesen, ein einheitlich zielstrebiges Geschöpf.

Das Versagen der körperlichen Kräfte bietet also keine Gelegenheit für das Zustandekommen einer Ambivalenz. Aber es gibt noch eine andere Situation, die häufig als ein Wollen und Nichtkönnen geschildert wird und wo dem bewußten Willen ein Gegenwille von seiten des Körpers entgegenzuwirken scheint: die Situation des Übens.

Wer zum Beispiel das Radfahren oder das Klavierspielen erlernen will, muß seine Glieder an eine Funktionsweise gewöhnen, die ihm bisher fremd war. Er muß langsam und bewußt Bewegungen ausführen, die ihm zuerst schwer werden. Die Wiederholung dieser Bewegungen, die Übung, ist das mühevolle Mittel, durch das er allmählich zum Ziele, zum Können, gelangt. Aber jede neuartige Kombination von Muskelinnervationen kann zunächst nur mit Hilfe angespannter Aufmerksamkeit ausgeführt werden, und die mit Aufmerksamkeit dirigierte Bewegung verbraucht bekanntlich mehr Kraft als dieselbe Funktion, wenn sie unbewußt abläuft. Dieser Kraftverbrauch dürfte die Ursache sein, daß alles Üben als Mühe empfunden wird. Indessen kann Kraftverbrauch, Mühe, Arbeit ebensowohl mit Freude und Erhöhung des Persönlichkeitsgefühles erlebt werden wie auch mit Unlust, Qual und Beeinträchtigung. Die Lust oder die Unlust, die jemand beim Üben erfährt, ist also nicht etwa eine Reaktion seines Körpers auf die Inanspruchnahme der Muskulatur, sondern es ist die Reaktion der Gesamtpersönlichkeit auf die Gesamtsituation. Paßt das Üben zum Persönlichkeitsideal, zum Beispiel weil es Erfolg verspricht, so macht der Kraftaufwand Freude, paßt es nicht dazu, zum Beispiel weil eine Niederlage droht, so wird das Üben sabotiert, und die Ermüdung des Körpers muß als Entschuldigung dienen. Die Ausdauer und das Gelingen hängen davon ab, ob die Zugkraft des Zieles so stark wirkt, daß die Mühe des Übens noch bejaht werden kann. Auch hier ist, was dem Willen im Wege steht, etwas Negatives, eben der Mangel an Übung, der durch etwas Positives, nämlich durch die neuerlernte

Funktion, ersetzt werden soll. Von einem Gegenwillen des Körpers kann keine Rede sein. Eine Ambivalenz liegt nicht vor.

Schwieriger wird es, wenn zum Gelingen der neuen Funktion gehört, daß eine alte Funktion unterdrückt wird, wenn es also auf ein Umlernen, auf einen absichtlichen Formenwandel ankommt. Jemand, der sich einen neuen Atemtypus angewöhnen will, weil er ihn für gesünder hält als seine bisherige Art zu atmen, wird immer wieder die Neigung verspüren, in die alte Gewohnheit zurückzufallen. Der Grund liegt hier wahrscheinlich in der Kraftersparnis. Das Neue macht mehr Mühe als das Alte. Es ist dann nur ein schlechtes Bild, wenn der Betreffende sagt: „Mein Körper will anders atmen als ich." Es müßte heißen: „Ich ziehe es oft noch vor, auf die alte, schädliche Art zu atmen, weil es mir bequemer ist. Und zu meiner Entschuldigung sage ich dann, mein Körper tue es gegen meinen Willen." Auch hier wird die Ambivalenz nur mit Hilfe einer sprachlichen Erschleichung vorgetäuscht, um die Bequemlichkeit zu beschönigen.

Wenn aber das zu Erlernende eine ernstliche Gefährdung des Körpers darstellt — kann dann nicht die Gegenwehr des Körpers doch einen einheitlichen Willensakt als Ausdruck der Selbsterhaltung, im Gegensatz zum „unvernünftigen" bewußten Willen, darstellen? Man denke an den jungen Korpsstudenten, der gern lernen würde, einen Maßkrug in einem Zuge auszutrinken. Er setzt ab, und sagt: „Ich kann nicht, mein Körper tut's nicht." — Hier ergibt sich eine Fragestellung, ganz ähnlich wie im Falle des Leutnants N.: Will er trinken, will er nicht trinken, will er beides zugleich, oder will er gar etwas Drittes? Die Antwort kann sich nur aus dem konkreten Fall ergeben. Ein solcher Student gestand mir einmal, daß er im Grunde Abscheu gegen den Trinkzwang empfinde, weil man dadurch Herzverfettung bekomme. Bei ihm lag offenbar der Grund des Nichtkönnens darin, daß ihm seine Gesundheit doch mehr wert war als die Achtung der Korpsbrüder. Er litt nicht an einer Ambivalenz, sondern an einer Entmutigung, die ihn hinderte, offen gegen die Trinksitten Stellung zu nehmen. Die Gesundheit war ihm für sein Persönlichkeitsideal unentbehrlich, und er überwachte sie mit oft pedantischer Ängstlichkeit. Aber auch der Studentenruhm gehörte zu seinem Ideal und durfte unter keinen Umständen preisgegeben werden; daher der scheinbare gute Wille bei den Trinkversuchen. Da aber das Mittel zum Ruhmerwerb, das Trinken, mit der Voraussetzung des Ruhmgenusses, der Gesundheit, in Widerspruch geriet, blieb als Kompromiß nur die Flucht in die Krankheit übrig. Der erste Schritt auf diesem Wege hieß: „Mein Körper tut's nicht." Der letzte Schritt war ein ärztliches Attest, das ihm das Trinken verbot. Damit war zugleich seine Gesundheit und seine Ehre gerettet.

Der menschliche Körper erlernt ebenso leicht nützliche wie schädliche Fähigkeiten. Er gewöhnt sich an das Absinthtrinken und an das Kokainschnupfen ebenso wie an das Schwimmen und Reiten. Alle diese Funktionen führt er gehorsam aus, ohne Rücksicht auf die Folgen, die ihm daraus erwachsen. Er ist der unmittelbare Ausdruck des Willens und die Grenzen seiner Lernfähigkeit sind nicht psychischer Herkunft, nicht willensartig, nicht endogen, sondern physischer Art, materiell, exogen; sie können sich nie zu einem Gegenwillen verdichten. Auch die Situation des Versuchens, Lernens und Übens kann daher keine Gelegenheit für das Zustandekommen einer Ambivalenz bieten.

Es war einmal eine treue Magd, die ihrer Herrin alle Wünsche von den Augen absah. Und als die Herrin befahl: „Schließe heute nacht die Türe fest zu, ich fürchte, daß jemand versuchen wird, zu mir zu kommen" — da ließ die Magd alle Türen offen. Denn sie begriff: Die junge Schöne wollte nicht nur, daß der Liebhaber käme, sondern auch noch, daß die Schuld dafür auf die Dienerin fiele. Und sie nahm sogar am nächsten Morgen noch die Vorwürfe für ihre Nachlässigkeit ohne Murren hin, denn sie wußte, daß ihre Herrin auch hier das Dekorum wahren mußte.

Kein Diener führt unsere geheimsten Wünsche so prompt aus wie unser Körper. Und wo wir glauben, ihn schelten zu müssen, geschieht es auch nur, um das Dekorum zu wahren.

VI. Die Versuchung. Alle psychischen Tatbestände, die wir als Versuchen, Lernen und Üben bezeichnen, stimmen darin überein, daß sie gleichzeitig ein Wollen und ein Nochnichtkönnen zum Ausdruck bringen. Und zwar gehört das Wollen stets der höheren Entwicklungsstufe des Individuums an, nämlich der sogenannten bewußten Persönlichkeit, während das Nochnichtkönnen durch den Einfluß der Außenwelt auf das animalische oder vegetabilische System bedingt ist. Es kommt aber ebenso häufig auch das Gegenteil vor und gibt ebenfalls Anlaß zur Berufung auf den Körper, und damit zur Konstruktion einer Ambivalenz. Dann geht das Wollen scheinbar vom Körper aus, in Gestalt eines Bedürfnisses, und das Nichtkönnen scheint diesem Bedürfen von der bewußten Persönlichkeit her entgegenzutreten. Als Beispiel kann der eingangs erwähnte Fall des moralischen Apfeldiebes dienen: Jemand möchte einen Apfel stehlen, weil er Hunger hat, und möchte es gleichzeitig nicht, weil er es für moralisch unzulässig hält. Das ist die typische Situation der Versuchung, die somit ihrer psychologischen Struktur nach der Situation des Versuches genau entgegengesetzt ist.

Um den in der Versuchung gegebenen ambivalenten Schein zu entlarven, muß man auf die Einsichten zurückgreifen, die die Individualpsychologie in bezug auf den Formenwandel der Leitlinien zutage gefördert hat*). Bekanntlich bildet jedes Kind zunächst die Fähigkeit aus, seine Bedürfnisse auf dem einfachsten Wege, nämlich durch Zugreifen, zu befriedigen. Wenn es Hunger hat, steckt es alle erreichbaren Dinge in den Mund. Allmählich lernt es dann die eßbaren von den nicht eßbaren Stoffen zu unterscheiden, und zwar auf Grund von Erfahrungen, die sich mit immer gleichem Ergebnis wiederholen. Das Eßbedürfnis richtet sich schließlich nur noch auf eßbare Dinge. Die Objekte werden nach ihrer materiellen Eignung gewählt, genau wie es bei den wild lebenden Tieren der Fall ist. Man könnte diese Organisationsstufe als die Phase der materiellen Auswahl bezeichnen, im Gegensatz zu der nun folgenden, die die Phase der ideellen Auswahl heißen müßte. Das Kind macht nämlich alsbald neue und ganz andersartige Erfahrungen. Es erlebt immer wieder, daß das Vorhandensein eßbarer Dinge durchaus nicht genügt, um die Befriedigung des Eßbedürfnisses zu ermöglichen. Denn viele Dinge, die das Kind als eßbar (subjektiv heißt das: als wohlschmeckend) kennengelernt hat, erweisen sich trotzdem als ungeeignet, weil eine zunächst noch rätselhafte Instanz ihren Genuß verhindert. Diese Instanz ist die menschliche Gemeinschaft, die, vertreten durch Mutter und Erzieher, dafür sorgt, daß das Kind nicht nur die genießbaren von den ungenießbaren, sondern auch die erlaubten von den unerlaubten Dingen unterscheiden lernt. Wird dem Kinde diese komplizierte Aufgabe zu schwer gemacht, so fragt es bei jeder Gelegenheit „darf ich?“ womit es ausdrückt, daß es an der selbständigen Anwendung dieser ideellen Kategorie schon verzweifelt.

Für unser Problem ist es jedoch unwichtig, ob das Kind den Sinn eines Verbotes versteht oder ob es sich der brutalen Willkür des Erziehers gegenübersieht. Uns interessiert hier die Frage, was in dem Kinde vorgeht, wenn es einerseits nach dem Apfel verlangt, und anderseits weiß, daß das Essen dieses Apfels einen Schaden, nämlich Strafe, mit sich bringen wird. Die Eigenschaft des Apfels, „verboten“ zu sein, besteht also trotz und außer seiner Eignung zum Gegessenwerden. Sie kann plötzlich verschwinden, zum Beispiel wenn die Mutter sagt: „jetzt darfst du“, und sie kann unter bestimmten Bedingungen unwirksam werden, zum Beispiel wenn man ihn ißt, ohne daß es jemand merkt. Damit ist gesagt,

*) Vergleiche hierzu auch Freud: Kleine Schriften, III. Nr. 5, wo er der konsequenten individualpsychologischen Auffassung ziemlich nahe kommt.

daß die Eigenschaften „erlaubt“ und „unerlaubt“ nicht den Dingen innewohnen wie die Bedingungen der vorhin erwähnten materiellen Auswahl, sondern daß sie die Auswirkung ganz anderer Gesetzmäßigkeiten sind, und daß sie einem anderen, nämlich einem ideellen Bezugssystem angehören. Indem das Kind lernt, mit diesen Gesetzmäßigkeiten zu rechnen, wächst es in die Phase der ideellen Auswahl hinein.

In der ersten Phase besteht das Bezugssystem nur aus Subjekt und Objekt, zum Beispiel aus Kind und Apfel, die Beziehung ist unmittelbar auf die Eigenschaften beider beschränkt, zum Beispiel Hunger und Wohlgeschmack, und die in Betracht kommende Zeit ist nur die Gegenwart; von den Folgen ist noch nicht die Rede. In der zweiten Phase dagegen besteht das Bezugssystem aus Ich und Nicht-Ich, wobei das Nicht-Ich außer dem Wunschobjekt noch die Personen der Umgebung, genau genommen aber die gesamte Außenwelt, umfaßt. Die Beziehung ist mittelbar auf eine Unzahl von Gesetzmäßigkeiten ausgedehnt, die ein überaus labiles System bilden, nämlich das Menschenleben. Die in Betracht kommende Zeit ist unendlich, denn die Folgen unserer Taten hören niemals auf zu wirken. In der ersten Phase lebt das kleine Kind und das Tier; die zweite ist erst beim erwachsenen Menschen entfaltet und auch bei ihm wohl meist nicht vollständig. Zwischen beiden Phasen liegt ein Umlernen, ein Entwicklungsvorgang, ein psychisches Wachstum, das als eine fortschreitende Anpassung an die Gesetze des Lebens charakterisiert werden kann.

Nun lassen sich die Situationen des Versuches und der Versuchung folgendermaßen beschreiben: Das Versuchen ist dadurch gekennzeichnet, daß das Wünschenswerte der zweiten Phase mit etwas Unerwünschtem der ersten Phase zusammenfällt; zum Beispiel das Klavierspielenlernen mit den Fingerübungen. Das Üben selbst stellt den progressiven Formenwandel dar: Man gewöhnt sich unter Aufwand von Mühe an eine neue Aktionsbereitschaft, die für die Zukunft größeren Gewinn verspricht. Umgekehrt fällt in der Versuchung das Wünschenswerte der ersten Phase mit dem Unerwünschten der zweiten Phase zusammen, wie dies im Beispiel vom Apfelstehlen der Fall ist. Wer der Versuchung nachgibt, macht einen regressiven Formenwandel durch: Er kehrt zu einer früheren Aktionsbereitschaft zurück.

Aber bei beiden Arten von Formenwandel handelt es sich um eine tatsächlich wirksame Umwertung, um einen eindeutigen Prozeß, nicht um einen Dauerzustand. Das Wollen des noch nicht Gekonnten ist, wie vorhin gezeigt wurde, mit den fortschreitenden Versuchen identisch. Wer den Apfel stiehlt, bekennt sich damit zum Mundraub. Beide Vorgänge haben mit Ambivalenz nichts zu tun. Ganz etwas anderes ist dagegen der Versuch, der ewig mißglückt, und die Versuchung, der man immer von neuem (angeblich wider Willen) erliegt. Diese Vorgänge gehören in das Reich des ambivalenten Scheines.

Indessen läßt sich nunmehr die Technik und die Motivation des ambivalenten Scheines allgemeingültig formulieren. Die Technik besteht darin, daß ein häufig vorkommender psychischer Vorgang, nämlich der Formenwandel, als Dauererscheinung dargestellt, das heißt ewig angedeutet und nie vollzogen wird. Was nur Vorgang, Ablauf, P r o z e ß sein kann, wird benutzt, um einen Z u s t a n d vorzutäuschen. Das Motiv aber ist: Der Betreffende will sich weder für die alte noch für die neue Form entscheiden, sondern er zieht eine dritte Form vor, die er für das kleinere Übel hält, nämlich die permanente Unentschiedenheit. Freilich ist die Unentschiedenheit psychologisch nicht möglich, und ihre Maske kann darum nur mit Hilfe einer dauernden Selbsttäuschung aufrechterhalten werden. Für das kleinere Übel hält man diese Unentschiedenheit, weil man hofft, auf diese Weise das Risiko und die Verantwortung zu vermeiden, ja vielleicht sogar jede Folge hintanzuhalten. Man möchte gleichsam den Verlauf des Lebens hemmen oder sich dem Strom der Ursachen und Wirkungen entziehen, indem man gleichsam nicht mehr weiterschwimmt, sondern sich ans Ufer dieses Stromes setzt. Hier

ist der ambivalente Schein deutlich als Folge einer Entmutigung erkennbar. Es wird uns nun nicht mehr wundern, wenn das Resultat des ambivalenten Verhaltens seinem wirklichen Ziel (das ein fiktives ist) und nicht seinem vorgetäuschten großen Kraftaufwand entspricht. Objektiv ist es indifferent oder negativ, subjektiv erschöpft es sich in einer höchst fraglichen Erhöhung des Persönlichkeitsgefühles.

Der Umstand, daß vom Standpunkt der Kultur aus der progressive Formenwandel als Tugend und der regressive als Laster gewertet wird, macht das Arrangement gerade des Versuches und der Versuchung für die ambivalente Maske besonders geeignet. Alle bisherige Moral beurteilt den Menschen nach der Höhe und Exaktheit des progressiven Formenwandels seiner Leitlinien. Wer also seinen arrangierten oder imitierten Formenwandel für bare Münze nimmt, dem steht es frei, die Kurve seines moralischen Wertes in strahlende Höhe steigen oder in schwindelnde Tiefe fallen zu lassen. Er hat es dann in der Hand, die himmlischen Heerscharen zu betrügen oder den Satan zur Verzweiflung zu bringen, je nachdem, ob er einen Apfel ißt oder nicht. Es gibt keinen aufregenderen Sport für jemanden, der große Sensationen erleben möchte, ohne etwas zu erleben, vorausgesetzt nur, daß es ihm gelingt, die eigene List nicht zu durchschauen.

Aber wenden wir uns auch diesmal einem konkreten Einzelfall zu, um die individualpsychologische Struktur der Versuchung darzustellen. Ein streng erzogenes achtzehnjähriges Mädchen wird immer wieder von der Versuchung gequält, Maupassantsche Novellen zu lesen, die sie heimlich aus dem Bücherschrank entwendet. Sie wird dabei von Gewissensbissen gemartert und ist glücklich, wenn es ihr einmal gelingt, der Versuchung drei Tage lang zu widerstehen. Erliegt sie ihr aber, so sind zügellose Phantasien, Schlaflosigkeit und Onanie die Folgen, die schließlich von Reue und maßlosem Schuldgefühl abgelöst werden. Ihr Leben verläuft wie ein ewiges Ringen zwischen ihrer „niederen Natur“ und ihrer „reinen Seele“. Der uralte Dualismus von Körper und Geist, von Teufel und Gott scheint hier das Dasein noch genau so zu beherrschen wie zu den Zeiten des Ahura Mazda und Ahriman.

Begnügt man sich mit dieser Auffassung, so erscheint der Mensch auch hier als Tummelplatz von Gewalten, die nicht er selbst sind. Die Entscheidung und damit die Verantwortlichkeit kommt nicht dem zerrissenen Individuum zu, sondern ist durch das Kräfteverhältnis der in ihm streitenden Parteien bedingt. Zwischen den beiden „Trieben“ des Leutnants N. und den beiden „Naturen“ des jungen Mädchens besteht nur ein Unterschied der Nomenklatur, des bildhaften Ausdruckes. Der eine spricht die Sprache der Psychologie, die andere die Sprache der Religion; dynamisch erleben sie beide dasselbe, weil sie beide in dem gleichen Aberglauben befangen sind, daß es Willensspaltungen innerhalb der menschlichen Persönlichkeit gäbe. Nur ist der dramatische Aufwand im Falle des Mädchens weit größer, weil jede ihrer beiden „Naturen“ als Repräsentant eines kosmischen Prinzips empfunden wird, wozu die Maske des regressiven Formenwandels die Berechtigung hergibt.

Unterzieht man aber das Verhalten des jungen Mädchens einer individualpsychologischen Kritik, indem man fragt: Welchen Zweck haben die Versuchungen, was will sie damit erreichen? — so ergibt sich, daß auch hier der Widerspruch zwischen den beiden Zielen, dem erotischen und dem asketischen, nur ein Arrangement ist. Freilich sind zwei entgegengesetzte Leitlinien ausgebildet worden. Die eine deutet auf das Ideal der Heiligen hin, die andere findet ihre Krönung im Ideal der „grande cocotte“. Aber beide sind die notwendigen Hälften eines noch umfassenderen Ideals: in ihrem Tagebuch bezeichnet sich die kleine Sünderin als Maria von Magdala. Sie spielt die heiße, reuige Braut Christi, die um so wertvoller wird, je wildere Leidenschaften sie durchwühlen. Daß sie im wirklichen Leben allen erotischen Beziehungen sorgfältig ausweicht, wird den Individualpsychologen nicht

wundern. Aber warum verfällt sie auf ein so unbequemes Ideal, wie es die Magdalena ist? Wozu nimmt sie alle diese inneren Nöte auf sich, anstatt einfach den Weg der Heiligen oder den der „grande cocotte“ einzuschlagen? Die Antwort versteht sich von selbst: sowohl zur Heiligen wie auch zur grande cocotte gehört Mut. In beiden Fällen müßte man Ernst machen, müßte Schritte tun, müßte das Leben wagen, auf das Risiko hin, daß schließlich nur eine ganz gewöhnliche Nonne oder eine ganz gewöhnliche Dirne zustande käme. Aber man will etwas Großes werden und nichts dabei riskieren. Und dazu ist die Versuchung bequemer als der Versuch, man läßt sich versuchen, anstatt daß man selber versucht. Verbotene Lektüre, Phantasien und Onanie müssen die Rolle schwerer Sünden spielen, weil zur wirklichen Tat der Mut nicht ausreicht. Und durch das ewige „Ringen mit dem Bösen“ gelingt es schließlich, diese harmlosen Dinge so aufzubauschen, daß man sich selber als Zankapfel zwischen Gott und Teufel empfindet. Damit aber ist der Zweck des Arrangements erreicht. Ohne reale Leistungen, ohne wirkliche Gefahr, ohne an die eigentlichen Aufgaben des Lebens heranzugehen, gewinnt man im stillen Kämmerlein die Krone der reuigen Sünderin, über die im Himmel mehr Freude ist als über hundert Gerechte. So erweist sich auch hier die Ambivalenz als ein Selbstbetrug, dessen letzter Sinn in der Selbsterhöhung eines entmutigten Menschen besteht.

Was aber in diesem konkreten Falle gilt, findet sich mutatis mutandis in jeder dauernden Versuchung wieder. Stets handelt es sich um ein Ausweichen vor dem Alltag, um ein Verlegen des Kampfplatzes nach innen, um eine Ersetzung des äußeren Gegners durch eine innere (ad hoc konstruierte) feindliche Macht und damit um eine Ersetzung des Daseinskampfes durch ein Arrangement. Und genau wie in der Situation des erfolglosen Versuchens gehört es auch hier zum Gelingen des neurotischen Tricks, daß weder man selbst noch ein anderer den wahren Sachverhalt durchschaue. Denn im Augenblick, da man die geheime Absicht des Arrangements zugeben muß, ist das Spiel verdorben, und man sieht sich genötigt, entweder neue und verstecktere Umwege einzuschlagen, oder aber man muß sich entschließen, dem Leben ohne Maske ins Auge zu sehen. Darum versteht es sich von selbst, daß die Menschen sich gegen die Diskreditierung ihrer beiden liebsten Ambivalenzen, des ewigen Versuches und der ewigen Versuchung, am heftigsten zur Wehr setzen.

VII. Die Widerstände. Wenn man jemanden darauf aufmerksam macht, daß seine Ambivalenzen ein Manöver sind, mit dessen Hilfe er seinen eigentlichen Lebensaufgaben auszuweichen sucht, so wird er zunächst behaupten, daß er beim besten Willen nichts gegen seine körperlichen Triebe ausrichten könne. Er beruft sich auf eine Eigenart seines Organismus, für die er sich nach der heute geltenden Auffassung nicht verantwortlich fühlt, und hofft, auf diese Weise sein Recht zur Ambivalenz noch einmal zu retten. Beweist man ihm aber, daß die beiden möglichen Berufungen auf den Körper nur für die mutige einmalige Entscheidung im Formenwandel einen Sinn haben, daß aber die permanente Ambivalenz ein tendenziöser Mißbrauch dieser Berufungen ist, so pflegt er seine Zuflucht bei den Großen des Geistes zu suchen. Er wird etwa Paulus zitieren: „Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“ (Römer 7. 19.)

Es hat meist wenig Zweck, darauf hinzuweisen, daß ein Irrtum nicht richtiger wird, wenn ihn eine Autorität scheinbar sanktioniert und wenn zahllose Nachbeter ihn bestätigen. Wichtiger ist die Erklärung, daß es das gleiche Motiv, nämlich jene uneingestandene Drückebergerei ist, die einerseits beim Einzelnen den ambivalenten Schein hervorruft und die anderseits die öffentliche Sanktionierung dieser Maske bewirkt. Denn da jeder seine eigene Blindheit nötig hat, um vor sich selber Versteck spielen zu können, muß er auch gegen seine Mitmenschen blind bleiben, so nahe ihn auch manchmal ein mißgünstiger Scharfblick an die Erkenntnis der Wahrheit heranbringen mag. Zu einer Einsicht in das Prinzip der Maskierung über-

haupt darf es jedenfalls niemand kommen lassen, dem seine eigene Maske lieb ist. Hier ergibt sich nebenbei die Erklärung, warum die wissenschaftliche Formulierung des Ambivalenzbegriffes so rasche Verbreitung finden mußte: Dieser Begriff ist die denkbar beste Drapierung der menschlichen Feigheit.

Der nächste Einwand zugunsten der Ambivalenz wurde schon eingangs angedeutet. Er heißt: Sollen denn die Ethiker von Zarathustra bis Kierkegaard und die Dichter von Euripides bis Strindberg sich mit Phantomen gequält haben? Was bleibt von Ethik und Tragik übrig, wenn es keine Triebkonflikte in der Menschenseele gibt? — Die Antwort ist auch hier sehr einfach. Es gehört zum Wesen des Menschen, daß er sich in jedem Augenblick entscheiden muß. Er muß immer von neuem den einen Weg wählen und auf die anderen Wege verzichten und muß die Folgen seiner Entscheidung auf sich nehmen. Darum ist die Frage der Ethik nur allzu berechtigt: Was soll ich tun, auf daß ich selig werde? Denn der Strom des Lebens wartet nicht. Er reißt das Einzelwesen mit, er erzwingt die sofortige Entscheidung und läßt ihm keine Zeit zum Überlegen. Wer sich zur Wahl nicht entschließen kann, der w ä h l t trotzdem, nämlich den V e r z i c h t auf die Wahl. Und er, der die Folgen der Entscheidung scheut, wird nun doch die Folgen tragen; und die Folgen der Entscheidung für die Unentschiedenheit sind grauenhaft. Das ist der Sinn der großen Tragödien.

Mit der unentrinnbaren Not der Entscheidung beschäftigt sich die lebendige Ethik, mit dem unentrinnbaren Zusammenhang von Tun und Folgentragen befaßt sich die lebendige Dramatik, und somit sind sie Teile des Lebens selbst. Mit spitzfindigen Versuchen, die Lebensgesetze abzuschaffen oder wenigstens sie zu umgehen dadurch, daß man sie verbessert oder leugnet, beschäftigen sich die neurotische Ethik und die neurotische Kunst. Sie beschönigen die Unentschlossenheit, indem sie die Sinnlosigkeit der wahlfreien Tat und die Unverantwortlichkeit des von Naturkräften geschobenen Individuums darzustellen suchen. Und somit erweisen sie sich als das notwendige Dekorum der allgemeinen kulturellen Entmutigung.

Aber die Menschheit wird in der Schule des Leidens allmählich unterscheiden lernen zwischen der Antigone, die ohne Zögern den e i n e n Weg wählt, auf den anderen Weg verzichtet, und die Folgen ihrer Entscheidung auf sich nimmt, und der Alice in Strindbergs Totentanz, die ihr Leben lang nicht weiß, was sie will, und die von den Folgen ihrer Mutlosigkeit bis zum Wahnsinn gequält wird, ohne zu begreifen, woran es liegt. Wer dies lernt, wird einsehen, daß die Entscheidung ein kleineres Übel ist als die ambivalente Maske, und er wird sich demgemäß für die Entscheidung entscheiden.

Der letzte Einwand, auf den sich die Verteidiger der Ambivalenz zurückzuziehen pflegen, ist das Problem der Willensfreiheit. Sie sagen: du hast recht, ich bin mit deiner Theorie einverstanden, aber praktisch kann ich mich nicht entscheiden, es gelingt mir nicht, ich kann nicht wollen, was ich wollen will; mein Wille ist nicht frei. Wie sie sich vorher auf die Starrheit einer körperlichen Funktion beriefen, so berufen sie sich nun auf eine Unfähigkeit ihres Geistes. Man braucht aber kein Philosoph zu sein, um einzusehen, daß das Problem der Willensfreiheit eine rein theoretische Angelegenheit ist. Wo es im praktischen Leben aufgeworfen wird, dient es immer dazu, im Nebel tiefgründiger Philosopheme den Tatsachen des Alltags aus dem Wege zu gehen. Es kommt nämlich nicht darauf an, ob man den menschlichen Willen für frei oder unfrei hält, sondern es kommt darauf an, daß man weiß, was man tut. Entscheidet man sich für den ambivalenten Schein und somit für die Tatenlosigkeit, so muß man wissen, daß die mißlichen Folgen dieser Entscheidung mit Notwendigkeit eintreten werden. Man darf dann aber nicht mehr sagen: Ich erleide dies, weil ich mich nicht entscheiden kann, sondern man muß der Wahrheit gemäß sagen: Ich habe dem ambivalenten Schein und

dem dadurch bedingten Leiden vor den anderen Möglichkeiten den Vorzug gegeben, weil ich das Ausweichen für das kleinere Übel halte. Damit aber hat man sich zu einer einheitlichen Haltung entschlossen, und von einer Ambivalenz kann nicht mehr die Rede sein.

Auf diese Weise ist der Begriff der Ambivalenz aus der praktischen Psychologie zu eliminieren. Aber damit ist die Lösung der therapeutischen Aufgabe nur vorbereitet. Es bleibt noch das Wesentlichste zu leisten: die Ermutigung des Entmutigten. Aber sie wird um so besser gelingen, je sorgfältiger alle Ausflüchte und Schleichwege der Seele vorher entlarvt sind. Denn niemand wird auf die Dauer Umwege machen, wenn er einsieht, daß sie mühseliger sind als der gerade Weg und daß ihm hier so wenig wie dort die Folgen erspart bleiben. Die Ambivalenz aber ist weiter nichts als ein Umweg der Seele und noch nicht einmal ein geschickter.

Vergils Dido

Von Prof. Dr. D. E. OPPENHEIM (Wien)

Die Liebestragödie, die Karthagos sagenhafte Gründerin mit dem römischen Stammheros erlebt, ist durch Schillers stilgetreue Vergil-Übersetzung zu einem Bestandstück unserer Nationalliteratur geworden. Von der Fabel brauchen wir daher nur eine knappe Übersicht zu geben. Belus, der König von Tyrus, hat seine Tochter Dido dem größten Grundbesitzer des Landes, Sichaeus, vermählt. Die Herrschaft hinterläßt er seinem Sohn Pygmalion. Aus Habsucht erschlägt dieser den reichen Schwager. Erst nach langem, bangem Warten erfährt Dido im Traum die bittere Wahrheit. Sie sieht den Gemahl als blutigen Schatten, vernimmt aus seinem Munde, daß und wie er starb, erfährt auch, wo er seine Schätze versteckt hat und empfängt die Weisung, sie zu heben und mit ihrer Hilfe eine neue Heimat zu suchen. Von den Gegnern der grausamen Tyrannei Pygmalions begleitet, entflieht sie, landet an der Nordküste Afrikas und erbaut Burg und Stadt Karthago auf dem Boden, den sie dem Landeskönig Jarbas abkauft. Seine Gattin zu werden verschmäht sie, weist auch alle anderen Freier ab und verharrt im Witwenstand, nur mit der Regierung ihres hoffnungsvoll erblühenden Staates beschäftigt.

Da kommt, vom Sturm verschlagen, der Trojaner Äneas und weckt in ihrem Herzen neue Liebe. Wohl steigen ihr auch schwere Bedenken auf. Doch die besiegt ihre Schwester Anna. Eine lockende Gelegenheit tut das übrige. Auf einer Jagd, die durch ein heftiges Ungewitter jäh unterbrochen wird, trifft sie in einer Grotte, wo sie Zuflucht sucht, unvermutet ihren Gast. Da schenkt sie ihm zum ersten Male die höchste Liebeshuld. Fortan betrachtet sie Äneas als ihren rechtmäßigen Gemahl. Ihn aber reißt die Pflicht, den Seinen ein neues Troja zu schaffen, aus ihren Armen, und alle Bitten und Vorwürfe, mit denen sie ihn überhäuft, bewegen ihn nicht einmal zu einem Aufschub seiner Abfahrt. Er wartet bloß, bis seine Gefährten die Schiffe wieder instand gesetzt haben. Unterdessen tut Dido, als hoffe sie, ihren Kummer durch Zauber loszuwerden, und läßt unter dem Vorwand, für ein magisches Opfer zu rüsten, in ihrem Palast einen hohen Scheiterhaufen errichten. Den besteigt sie angesichts der schon enteilenden Trojanerflotte und durchbohrt sich mit dem Schwert, das ihr Äneas in den Tagen gemeinsamen Glückes auf ihre Bitte geschenkt hat.

Ein Wort Schillers, den wir schon als feinsinnigen Nachdichter Vergils kennen, soll uns auch den Weg zum Verständnis Didos bahnen. „Der Freund der Wahrheit“, heißt es in der Vorrede zur Erzählung: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“,

„sucht die Quellen einer moralischen Erscheinung in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmen"[1]).

In unserm Falle ist zunächst der Anteil des zweiten der beiden Faktoren unverkennbar. Durch die Ermordung ihres Gemahls reizt Pygmalion seine Schwester zu versuchen, was sie feindlichen Gewalten zum Trotz aus eigener Kraft vermag. So wird sein Verbrechen der Anfang ihres Aufstieges zur Gründerin und Herrscherin Karthagos. Gleichzeitig zwingt er sie, in einem unlösbaren Widerstreit zweier gewaltiger Lebensmächte Partei zu nehmen.

Auf der einen Seite steht die herrschende Sitte. Sie will, daß die Frau für immer einem einzigen Manne gehöre. Demgemäß verwehrt sie auch Dido, ihrem ersten einen Nachfolger zu geben. Auf der anderen Seite erhebt sich das Naturgebot und drängt die Jugend zur Liebe und Fruchtbarkeit. Wieder ist Dido mit betroffen. Denn in der Ehe hat sie mädchenhafte Frische bewahrt (I, 438 ff.), aber Kindersegen nicht gewonnen. Trotzdem entscheidet sie sich für die Sitte. Da naht ihr ein „allzu schöner Gast". Durch den Mund des Königs Jarbas erinnert uns der Dichter, daß eine ähnliche Versuchung einst über Helena kam (IV, 215 ff.). Der Unterschied, den wir auch nicht übersehen dürfen, liegt vor allem darin, daß die Griechin einen blühenden Gemahl besaß und eine Tochter, die sie ihm geboren hatte, während die Karthagerin als kinderlose Witwe dasteht. Hieraus ergibt sich, wie viel stärker Didos Hingabe an den minnigen Fremdling durch die Verhältnisse bedingt ist. Doch ist ihr Liebesglück auch diesmal nur knapp bemessen. Bald zieht Äneas weiter und seine Abreise bedeutet für sie nicht bloß, daß ihr wieder ein Mann, an dem ihr Herz hängt, verlorengeht. Noch schlimmer ist die Kränkung, von dem verlassen zu werden, den sie selbst erwählt hat. Und wären ihr aus seiner Umarmung wenigstens Mutterfreuden erwachsen (IV, 327)! Dann hätte sie im Leben neuen Halt gewonnen und die Kraft, den andringenden Selbstmordgedanken zu widerstehen. Damit soll aber nicht gesagt sein, ihr Dasein wäre in dem Augenblicke, wo sie es von sich wirft, tatsächlich leer und zwecklos. Ist ihr auch der Buhle entschwunden, bleibt ihr doch das zärtlichste Schwesterherz und die große Aufgabe, ihr junges Reich vor nahen und fernen Gegnern zu schützen[2]). Und wenn ihr dennoch nichts dergleichen einfällt, während sie mit vollem Bewußtsein von der Welt Abschied nimmt (IV, 651 ff.), unterliegt sie keiner jener „veränderlichen Bedingungen, welche die Seele von außen bestimmen". Hier zeigt sich bereits etwas davon, was Schiller im Zuge seiner naturwissenschaftlich orientierten Erörterung als „die unveränderliche Struktur der Seele" bezeichnet, während der herrschende Sprachgebrauch ein Bild der Technik heranzieht und von „Gepräge" oder Charakter spricht. Mögen wir uns nun für die oder jene Benennung entscheiden, die Sache müssen wir jedenfalls weiter verfolgen.

Auffällig ist es ja schon, daß Dido beim Austritt aus dem Leben an ihrer Schwester und ihren Untertanen mit vollständiger Nichtachtung vorbeigeht. Nehmen wir hinzu, daß gleich im nächsten Augenblick Anna sich geradezu vernichtet fühlt und von Karthagos Senat und Volk dasselbe behauptet (IV, 682 f.), dann erscheint in rückschauender Betrachtung Didos Verhalten noch befremdender

[1]) Den naheliegenden Einwand, eine rationelle Erklärung der Didotragödie scheitere an der Tatsache, daß himmlische Mächte in die Handlung eingreifen, entkräftet für den besonderen Fall und auch grundsätzlich R. Heinzes berühmtes Buch: Vergils epische Kunst), 1908, durch tiefgründige Erörterung über das Verhältnis der übernatürlichen zur natürlichen Motivierung (vergl. I. Teil, Kapitel 3, Dido: S. 123. Anmerkung und II. Teil S. 328: Motivierung).

[2]) Wie bitter not es gewesen wäre, daß sie sich ihr mit ganzer Kraft widme, statt sie zugleich mit dem Leben hinzuwerfen, veranschaulichen jene Überlieferungen, die von einer ihrem Tode unmittelbar folgenden Eroberung Karthagos durch Jarbas zu berichten wissen. (Ovid: Fasti III, 551 ff, Silius Italicus: Bellum Punicum VIII, 50 ff.)

und wir möchten meinen, sie sei bei Beantwortung der Frage: „Sein oder Nichtsein" noch stärker, als es der Situation entspricht, auf sich selber konzentriert[3]).

Dem läßt sich freilich entgegenhalten: Sie will das Nichtsein wählen, und das ist Grund genug, alle Verpflichtungen, die dieser Absicht entgegenstehen, unbeachtet zu lassen und ausschließlich, was für sie spricht, in Rechnung zu stellen. Bedeutet aber die ichsüchtige Härte, die in ihrer Vorbereitung zum Selbstmord fühlbar wird, nur ein notwendiges Mittel zum Zweck, so ist es immerhin für Dido charakteristisch, solche Mittel nicht zu verschmähen.

Die positive Ergänzung dieser Negation ist bald gefunden. Auch sie steckt in der Erwägung, mit der sich Dido zum Selbstmord rüstet. Von einem Rückblick auf ihr Leben geht sie aus. Es erscheint ihr unter dem Bild einer Rennbahn (IV, 653). Hineingestellt hat sie das Schicksal. Aber die stolze Freude, mit der sie der Gedanke, bis ans Ziel gelangt zu sein, erfüllt, ist Beweis genug, daß sie nicht gezwungen, sondern kraft innerer Bestimmung vorwärts ging. Mit anderen Worten, soweit sie kam, wollte sie auch kommen. Demnach ist es keine unbeabsichtigte Wirkung, sondern der gesuchte Erfolg ihrer Taten, daß sie zu einer überragenden Persönlichkeit wurde, die sicher ist, im Andenken der Nachwelt fortzudauern (654). Lief aber ihr Streben dahin, dann war es gleichbedeutend mit Sorge um das eigene Selbst[4]). Die beherrschte also nicht bloß ihre Todesstunde, sondern auch ihr Leben. Allerdings galt sie nur dem heroischen Ich, das sein soll. Dem menschlichen, das wirklich ist, macht Dido freiwillig ein Ende, sobald es durch die Leidenschaft für Äneas ins Allzumenschliche herabsinkt. Solche Kraft hat bei ihr der Wille zu gelten.

Betätigt hat sie ihn schon bei der Gründung des zukunftsreichen Karthago und bei der Rache, die sie für den ermordeten Gatten an dem mörderischen Bruder nahm, zwei Leistungen, die man weit eher von einem Mann erwartet hätte. Daß sie dennoch einer Frau gelangen, kennzeichnet schon die Erzählung, mit der Venus Didos Auftreten vorbereitet, als merkwürdige Ausnahme (I, 364, dux femina facta). Verbinden wir diesen Prolog mit der Abschiedsrede der Sterbenden, so gewinnt es den Anschein, Dido habe vor allem dafür gelebt, jenseits der beschämend engen Schranken, die das Herkommen ihrem Geschlecht setzt (Cicero, de consolat. § 26; Livius XXXIV., 2, 3, 7), im Ruhmesglanz eines echt männlichen Heroismus zu prangen[5]).

Der Eindruck wird noch stärker, wenn wir auch an das Schwert denken, mit dem sie sich durchbohrt. Das hat sie nämlich in besseren Tagen von Äneas als

---

[3]) Vergl. Heinze (O. S. 137) „während wir jetzt mit einigem Befremden bei der Sterbenden jede Sorge um die Zukunft der Stadt vermissen".

[4]) Eine zutreffende Charakteristik dieses Lebensideals liefert der Stoiker Panaitios, dessen Abhandlung „über die Pflicht" uns durch Ciceros lateinische Bearbeitung erhalten ist. Da er einer Schule anhängt, die den einzelnen anweist, sich dem Ganzen als dienendes Glied anzuschließen, durchschaut er die Ichsucht auch da, wo sie auf dem Weg heroischer Anstrengung zu einer glänzenden Isolierung strebt. So sagt er (Cic. de offic. I, § 62) . . . „der Hochsinn, der sich in Gefahren und Mühsalen zeigt, ist fehlerhaft, wenn er der Gerechtigkeit entbehrt und nicht für das Gemeinwohl, sondern für die eigenen Interessen ficht . . . . ." § 64. Aber es ist mißlich, daß bei dem in Rede stehenden Seelenaufschwung und Hochsinn sehr leicht Hartnäckigkeit und übermäßige Begier nach dem Vorrang entsteht. Wie es nämlich bei Plato heißt, daß der Nationalcharakter der Lakedämonier vollständig von dem Verlangen nach Sieg entflammt ist, so will jeder, je mehr er durch Hochsinn hervorragt, der erste oder vielmehr der einzige von allen sein. Es ist aber schwer, wenn man allen voran sein will, die Gleichheit zu wahren, dieses wichtige Merkmal der Gerechtigkeit § 84. Viele hat es gegeben, die nicht bloß ihr Geld, sondern ihr Leben für das Vaterland hinzugeben bereit waren, aber doch wieder nicht einmal das kleinste Opfer an Ruhm bringen wollten, selbst wenn das Vaterland die Forderung erhob. § 65. Aber wahre, weise Seelengröße meint, das Ehrenhafte, dem sie in erster Linie von Natur nachgeht, liege in den Taten, nicht im Ruhm, und vorzüglich zu sein, ist ihr lieber als dafür zu gelten (vergl. de finibus, III, § 57; V, § 69).

[5]) Vergl. Aischylos Agamemnon. 11: der Wächter über die Königin Klytemnestra; Sophokles Elektra: Was E. erstrebt (975 ff.) u. ihre Schwester Chrysothemis dagegen einwendet (997 ff.); Euripides Orestes (1264 ff.): O. über Elektra.

Liebespfand erbeten (IV, 646 ff.). Von weiblichem Geschmack war die Wahl dieses Andenkens offenbar nicht geleitet. Hingegen entspricht sie jener Begeisterung, die Äneas' Heldentaten bei Dido schon erregten, bevor er Gelegenheit bekam, persönlich auf sie einzuwirken. Sein Lob hatte sie nämlich bereits als Mädchen[6]) vernommen, und daß es von einem der Zerstörer Trojas, ja sogar von einem ihrer Besten, dem berühmten Bogenschützen Teukros, verkündet wurde, mehrte noch sein Gewicht (I, 619 ff.). Sie hatte aber auch rechte Lust, dergleichen aufzunehmen, daher war ihr, als sie Karthago erbaute, der Eindruck jenes Kriegsberichtes noch so lebendig, daß sie den Tempel der Stadtgöttin Juno mit Bildern aus den trojanischen Kämpfen schmücken ließ (I, 456 ff.). Deutlich genug spricht aus all dem eine männlich-kriegerische Gesinnung.

Die äußert sich auch darin, daß Dido reitet und jagt. Sie ist sogar eine echte Jägerin. Denn sobald sie den Liebesbund mit Äneas als Preisgabe ihrer Freiheit, Reinheit und Gemütsruhe empfindet, erinnert sie sich an das Tier der Wildnis und bedauert, daß nach seiner Art ledig, schuldlos und unbekümmert dahin zu leben, ihr selber nicht vergönnt ist (IV, 50)[7]). Demnach hat sie den Geschöpfen, denen sie feindlich nachstellt, zugleich teilnahmsvoll nachgefühlt und das heißt, dem Waldwerk waidgerecht obliegen[8]). Indes diente diese Tätigkeit nicht ausschließlich ihrem Vergnügen. Als Königin muß sie repräsentieren, und dazu gehört, daß sie mit den Großen des Reiches nicht bloß den Tafelfreuden huldigt (I, 637 ff., 707 ff., 735), sondern auch der Jagdlust[9]). Der Landesbrauch gestattet aber nur Jungfrauen, mit

[6]) Ausdrücklich sagt sie das wohl nicht. Aber was ein Gast ihres Vaters erzählt, kann sie am ehesten hören, wenn sie noch als Mädchen daheim im Frauengemach sitzt. Denn daß eine im Männersaal vorgetragene Geschichte auch dort vernommen wird, zeigt Odyssee A, 325 ff.

[7]) In einem Fragment seiner Hetärenbriefe sagt der Sophist Alkiphron fr. 5 über die berühmte Lais, sie sei von dem Maler Apelles „im Wildpark aufgezogen worden" θηριοτροφηθεῖσα. Den Sinn dieses bildlichen Ausdrucks erklärt uns Athenäus (XIII, 588 C f.), indem er berichtet, Apelles habe Lais, als sie noch Jungfrau war, in sein Haus aufgenommen, damit sie daselbst zu künftigem Genuß drei Jahre heranreife. Während dieser Zeit steht sie natürlich noch nicht im Dienst Aphrodites, ebensowenig besitzt sie aber die volle Verfügung über ihre Person. Ebendeshalb gleicht sie den Insassen eines Wildparks, die mitten drinnen stehen zwischen den eingepferchten Haustieren und dem nicht gehegten Wild des Waldes. Nach dessen Art zu leben, heißt demnach für ein Weib „ledig" sein und unschuldig, und so meint es auch Dido. Ein ähnliches Symbol für dasselbe Ideal verwendet der Dichter Anakreon, wenn er das unberührte Mädchen, um das er wirbt, als ein Füllen darstellt, das auf der Wiese leichtfüßig umherhüpft und spielt, aber dem Mann, der es zureiten möchte, mit mißtrauischem Seitenblick entflieht. (Anthol. lyric. ed. Hiller fr. 70.) Dieser Zug verbindet das unbändige Füllen mit dem ängstlichen Hirschkalb, das in einem anderen Bruchstück Anakreons (fr. 52) auftaucht und nach dem Zeugnis der horazischen Nachdichtung: Vitas hinuleome similis Chloe (I, 23) auch nichts anderes bedeutet als eine unerreichbare Geliebte. Nun ist das sorglose Wild, nach dessen Lebensweise Dido Verlangen trägt, jenem Hirschkalb artverwandt, während es in seiner Lebensführung an das lustige Füllen erinnert. Folglich gleicht es dem einen und dem anderen, keinem ganz, und hat gerade deshalb im Reich der Poesie ein Recht auf sein eigenes Dasein.

[8]) Ein griechisches Lehrgedicht über die Jagd aus dem Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts (Pseudopian) schildert den Eber, der eine Lagerstätte in den tiefsten Tiefen der Waldschluchten ersehnt und das vieltönige Lärmen des Wildes verabscheut. (III v. 364 ff.) Ebenda wird auch ein Stier gezeichnet, den die Schande, einem stärkeren Rivalen im Liebeskampf unterlegen zu sein, antreibt, ein Jahr lang fern von der Weide in der Einsamkeit des Bergwaldes wie ein Athlet frische Kraft zu erneutem Streit zu sammeln (II, 72 ff.).

[9]) Noch im Jahre 18 n. Chr. finden es die Römer angebracht, einen Prinzen aus dem Reich Pontus zum König von Armenien zu erheben, weil er daselbst Adel und Volk „durch Jagen und Gastereien und anderes, was die Barbaren preisen", für sich gewonnen hatte. (Tacitus, Annalen II, 56.) Ist es nur Zufall, daß der Jüngling, der so „königlich" aufzutreten wußte, eine Mutter hatte, die sich, ähnlich wie Dido, als weise Herrscherin bewährte? (Strabo, XII 3, 29, p. 555.)

Pfeil und Bogen bewehrt die Wälder zu durchstreifen (I, 336)[10]). Die verwitwete Fürstin bringt er in eine Pflichtenkollision und derlei Gegensätze gestatten keine objektive Schlichtung[11]). Wenn also Dido die weibliche Sitte hintansetzt, um den Anforderungen ihres Berufes zu genügen, ist das ein charakteristischer Ausdruck ihrer subjektiven Neigung zu männlichem Gebaren.

Selbstverständlich braucht sie sich deshalb von den zu ihrer Zeit dem Weibe vorgeschriebenen Anstandsregeln nicht grundsätzlich zu emanzipieren. In der Tat liegt es ihr so fern, daß sie sich gerade der schwersten Beschränkung ihrer Freiheit, dem Verbot, mehr als einmal zu lieben, die längste Zeit vollständig fügt. Demnach steckt auch in diesem Gehorsam etwas von Auflehnung. Denn während die Frau, wie sie sein soll, im vollsten Gegensatz zur Art des Mannes, nicht bloß den Tadel, sondern auch das Lob der Öffentlichkeit geflissentlich meidet[12]), ist Dido stolz, daß der Ruf ihrer weiblichen Tugend hinter dem Ruhm ihrer männlichen Großtaten nicht zurücksteht, sondern für sich allein ausreicht, ihren Namen bis zu den Sternen zu erheben (IV, 322, qua sola sidera adibam, fama prior). Darin steckt eine Verneinung des Eigenwertes der Weiblichkeit. Sie gilt hier bloß in dem Maße, als sie dem männlich-heroischen Ideal näherzukommen ermöglicht.

Es bleibt nur zu prüfen, ob sich die gleichen Beobachtungen auch aus Didos Liebesleben ergeben. Zur Klarheit über das Gefühl, das sich in ihrem Herzen für Äneas regt, gelangt sie erst, sobald ihr einfällt, es sei dasselbe, das einst Sichäus bei ihr weckte (IV, 20 ff.). Anschaulicher als das ausdrückliche Zeugnis des Vorberichtes (I, 344, 350, 352) lehrt diese Erinnerung, daß Dido schon ihren ersten Mann von Herzen geliebt hat. Aber sich ihm zu beugen hatte sie keinen Grund. Denn obgleich er in Tyrus über den größten Grundbesitz gebot (I, 343), an Vornehmheit stand sie als Tochter seines Königs ihm doch voran[13]). Daher war es ihrem Stolz und Selbständigkeitsdrang kein allzu schweres Opfer, sich in diese Ehe einzufügen. Nicht minder oder noch besser gelang ihr die Anpassung an den Witwenstand. Denn der gab ihr Gelegenheit, zwischen ihrer Frauenpflicht und ihrem Willen zur Männlichkeit den schönsten Einklang herzustellen. Während sie nämlich im Gedanken an ihren verstorbenen Gatten ihre Freier abweist und die gefährlichen Aufträge, die sie im Traum von ihm empfängt, sorgsam ausführt, betätigt sie den Ehrgeiz, auf sich allein zu stehen und sich zu rächen, als wäre sie ein Mann. So gelangt sie auf den Höhepunkt ihres Lebens. Sie wird ein Musterbild weiblicher Tugend und zugleich mehr als ein Weib.

---

[10]) Freilich sagt das Venus, um ihren Sohn Äneas glauben zu machen, sie selbst, die ihm in Gestalt einer Jägerin entgegentritt, sei eine von den tyrischen Jungfrauen. Was sie über deren Pürschgänge berichtet, könnte also sehr wohl eine dem Bedürfnis des Augenblicks dienende Erfindung sein. Allein, dem sei wie immer. Daß sich Dido auf das Waidwerk versteht, ist jedenfalls Tatsache und doch keineswegs nur selbstverständlich, sondern so auffällig, daß sich die Frage nach dem „Woher" nicht von der Hand weisen läßt. Versuchen wir aber, sie zu beantworten, dann müssen wir doch die Aussage der Venus über die tyrischen Jungfrauen auf Dido anwenden und uns vorstellen, sie sei schon daheim als Mädchen mit ihren Freundinnen auf die Jagd gegangen. Dergleichen war ja in Sparta wirklich üblich und Vergil erinnerte selbst daran, indem er Venus im Jagdkleid mit einer spartanischen Jungfrau vergleicht. (I, 316, mit Forbigers Kommentar.) Aber mehr als eine Vorbereitung für die Aufgaben der Mutterschaft bedeuten dergleichen Leibesübungen für die Spartanerinnen nicht (vergl. Plut. Lykurg c. 14), und deshalb dauern sie bei ihnen auch nur bis zum Eintritt in die Ehe. (Theokrit Epithalamium Helenae 22 ff., 39 ff.) Wenn nun unser Dichter Dido, obwohl sie zu den Matronen zählt, auf die Jagd reiten läßt, ist er sich zweifellos bewußt, sie dadurch mit der weiblichen Sitte in Widerspruch zu setzen.

[11]) Vergl. Simmel: Hauptprobleme der Philosophie. (Sammlung Göschen), S. 153.

[12]) Thukydides: Leichenrede des Perikles. (II, 45.)

[13]) Vergl. Hermione, die sich als Tochter des reichen Königs von Sparta Menelaos ihrem Gatten Neoptolemos aus dem kleinen Skyros weit überlegen fühlt. (Euripides Andromache, 209 ff.) Daß sie ihn diese Überlegenheit auch verspüren läßt, ist ein naheliegender Fehler, von dem sich aber Dido freihält.

Aber kann sie diese Doppelrolle dauernd bewahren? Allenthalben lauern an den Grenzen ihres Reiches kriegslustige Feinde[14]) und von jedem droht ihr, wenn er siegt, ein Weiberschicksal, vor allem von den Fürsten, die fruchtlos um sie warben, und zu denen gehört auch der Landeskönig von Libyen, der mächtige Jarbas (IV, 213 f., 325)[15]).

Demnach hat sie wenig Aussicht, sich ihrer Ausnahmsstellung neben und zwischen den Geschlechtern lange zu erfreuen, ja sie muß fürchten, mit roher Gewalt zur Sklavin männlicher Lust erniedrigt zu werden.

In dieser kritischen Zeit[16]) naht ihr Äneas, ein Held, der mit den Kriegern, die er befehligt, wohl imstande wäre, ihren Feinden die Spitze zu bieten. Sogleich verliebt sie sich in ihn, scheint aber nicht zu bemerken, wie gut das den Schwierigkeiten ihrer Lage Rechnung trägt. Davon spricht erst ihre Schwester, der sie sich anvertraut (IV, 39 ff.). Doch besagt Annas Hinweis auf den Machtgewinn, den Karthago aus der Vereinigung mit seinen wehrhaften Gästen davontrüge, für Dido gar nichts Neues. Denn als die Trojaner, welche der Sturm von Äneas getrennt hatte, um Erlaubnis zur Landung baten, stellte ihnen die Königin aus eigenem Antriebe frei, sich als Vollbürger niederzulassen (I, 572 ff.). Daß sie damit zur freiwilligen Unterordnung unter ihr Zepter einlädt, entspricht den Verhältnissen der führerlosen Schar, mit der sie zu tun hat. Auf die Rechte des verschollenen Herrschers nimmt ihr Antrag keine Rücksicht. Darum ist er auch ohne weiteres erledigt, sobald sich Äneas meldet und in Didos Unterredung mit den Gesandten eingreift (I, 595 ff.). In dem Augenblick betrachtet sie ihn aber schon mit den Augen der Liebe (I, 613 f., vgl. 589 ff.), und wenn die bis zur Ehe gedeiht, führt sie gleichfalls zur Vereinigung der beiden Völker. Das Ziel der diplomatischen Verhandlung bleibt demnach aufrecht, während an ihre Stelle die Herzenssache tritt. Der Wechsel betrifft nur die Mittel, und als ein Mittel, in bedrängter Lage wertvolle Bundesgenossen zu gewinnen, dient eben auch die Liebe. Dasselbe Ziel wäre freilich mit einer Vernunftehe ebensogut erreichbar. Allein, ihre Witwenpflicht bei ruhiger Überlegung zu verletzen, wie dürfte das Dido wagen? Tut sie es aber aus Leidenschaft — nun, dann unterliegt sie einem unwiderstehlichen Zwang[17a]). Unter der nämlichen Voraussetzung ließe sich freilich auch behaupten, nicht des Lebens bedingender Drang, sondern ein ganz persönliches Belieben führe sie zu Äneas[17b]). Diese Folgerung mag der andern widersprechen, für Dido ist sie ebenso wertvoll

[14]) IV, 39. fragt Anna: „Nec venit in mentem, quorum consederis arvis?“, worauf sie die ringsum drohenden Feinde der Reihe nach aufzählt.

Dido denkt aber nicht bloß an ihre gefährliche Lage, sondern handelt auch darnach. Sie läßt die Grenzen scharf bewachen und rechtfertigt vor den Trojanern, die gleich bei der Landung angehalten wurden, diese Maßregel mit einem Hinweis auf die harten Zeiten und die Jugend des Reiches (I, 563).

[15]) Vergl. Ovid. Fasti: III, 551 ff.: Sogleich [nach Didos Selbstmord] dringen ungestraft die Numider ein, es bemächtigt sich ihres eroberten Hauses der Maure Jarbas, und im Gedanken, verschmäht worden zu sein, spricht er: Sieh da, ich, den sie so abwies, genieße doch Elissas Kammer.

[16]) Für die Entwicklungsgeschichte der Sage bedeutet Didos Bedrängnis den Knotenpunkt, an dem die poetische Version, die Vergil bietet, von der ursprünglichen Überlieferung abzweigt. Diese erzählt, daß Jarbas Karthago zu zerstören drohte, wenn Dido nicht sein Weib werde. Sie aber habe ihm den Kriegsgrund, sich selbst seiner Begehrlichkeit entzogen, indem sie freiwillig aus dem Leben schied. In der neuen Fassung sucht sie der nämlichen Klemme auf einem anderen Wege zu entgehen. Sie stellt dem gewalttätigen Freier einen Mann entgegen, der stark genug ist, seinen Angriff abzuwehren, und doch so liebenswürdig, daß sie um seinetwillen nicht zwangsmäßig, sondern freiwillig dem Witwenstand entsagt.

[17a]) IV, 39: Amor als Kämpfer, der zur Abwehr nötigt. Vergl. den Seelenkampf der verliebten Medea bei Ovid Metamorphosen (VII, 19 ff.).

[17b]) A. a. O. der wohlgefällige Amor (placito Amore). Vergl. Ovid Liebeskunst I, 41 f. über das Verhältnis von Bedingtheit und Freiheit in der Erotik: „So lang' es dir freisteht..... wähl' aus, welchem Mädchen du sagen sollst: Du allein gefällst mir.“

Denn einen Mann heiraten, weil sie seines Schutzes bedarf, trifft ihre Empfindlichkeit viel härter, als wenn sie ihn nur nimmt, weil er ihr gefällt[18]). Und an Äneas Gefallen zu finden ist für sie nicht schwer.

Vor allem sieht sie in ihm so etwas wie ein Jugendideal. Als einen der tapfersten unter den tapferen Verteidigern Trojas lernte sie ihn ja schon schätzen, als Teukros ihrem Vater Belus von dem Riesenkampf, der dort ausgefochten wurde, erzählte und damit ihrer Neigung für das Heroische kräftige Nahrung bot. Den zweiten, gewichtigeren Teil seiner Lebensgeschichte, den Bericht über all das Schwere, das er beim Fall seiner Vaterstadt und auf der Suche nach einer neuen Heimat standhaft litt und mutig wagte, hört sie jetzt aus seinem eigenen Munde und darum mit jener bezaubernden Frische, die nur in der Wiedergabe eigener Abenteuer erreichbar ist. Zugleich entzückt sie der Anblick seiner männlichen Kraft und Schönheit. All das vereinigt sich zu dem Gesamteindruck: ein echter Göttersohn (IV, 10 ff.), und darum erscheint er ihr als der rechte Bräutigam. Denn in dem Widerwillen, den sie vordem gegen eine zweite Heirat hegte, wirkte auch der Stolz, der den Grundzug ihres Wesens bildet[19]). Für sie, die große Dido, die selbst Mannestaten verrichtet hatte, schien ihr kein Mann gut genug. Von diesem Standpunkt betrachtet, mußte einer, um dennoch wert zu sein, daß sie sich mit ihm verbinde, wie ein Gott unter Menschen wandeln[20]). Und diese Bedingung erfüllt, kraft seines Ursprungs, der Venussohn Äneas.

[18]) Mit lehrreicher Deutlichkeit gebraucht denselben Kunstgriff die Titelheldin in Grillparzers Libussa. Auch sie reitet und jagt, leitet ein junges Staatswesen mit überlegener Weisheit und weigert sich im stolzen Bewußtsein, mehr zu sein als nur ein Weib, einem rauhen Gatten zu gehorchen. Aber das Volk, ihres sanften Regiments überdrüssig, fordert einen Mann als Herrn und die herrschsüchtigen Groben des Reiches drängen sie, einen von ihnen neben sich auf den Herzogsstuhl zu setzen. Da flüchtet sie vor der Vernunftehe, die ihr aufgenötigt wird, in eine Liebesehe, indem sie ihrer tiefen Neigung zu dem schlichten Bauern Primislaus (Premysl), die sie bisher unterdrückt hatte, gestattet, den Geliebten herbeizurufen.

[19]) IV, 18. Der Ausdruck, mit dem der Dichter ihre Ehescheu bezeichnet, ist eine mit der Präposition „per" im Sinne von „durch und durch" gebildete Verstärkung des Verbums taedere. Dieses ist in seiner Bedeutung nächstverwandt mit „fastidire" und das heißt nicht bloß Widerwillen oder Ekel fühlen, sondern auch „ekel tun", den Vornehmen spielen. Das zugehörige Substantiv „fastidium" (die gleichbedeutende Form „fastus" bei Ovid. Metamorphos., XIV, 762 als Synonym des kurz vorher gebrauchten taedia v. 718) wird im Sinn „schnöder Stolz" oft mit superbia Hochmut verbunden, und das zum selben Stamm gehörige Adjektiv „fastosus" dient zur Charakteristik spröder Frauen, die ihre Freier mit überlegener Verachtung abweisen. (Vgl. Ovid., a. a. O.) Dergleichen tat aber auch Dido. („Despectus Jarbas" hält ihr deshalb sogar ihre zärtliche Schwester vor (IV, 36). Im selben Sinn, nur viel härter, urteilt die böse Fama (IV, 150 ff): In ganz Afrika lebe kein Mann, der dem heikeln Geschmack der stolzen Schönen genüge. Da sei ein exotischer Herr gekommen und dem billige sie zu wert zu sein, daß sie sich mit ihm verbinde. (Vgl. zum Gebrauch von dignari Vergil Ecl. IV, 63; Ovid. Metam. VIII, 326.) Vornehm tuende Ausländerei wird ihr damit zur Last gelegt und aus verstiegenem Selbstbewußtsein hergeleitet. Es ist dieselbe Anklage, von der Nausikaa getroffen zu werden fürchtet, wenn sie sich mit einem so stattlichen Fremden wie Odysseus öffentlich sehen läßt. Würde sie aber fürchten, wenn sie nicht wirklich glaubte, im Inland gebe es für sie keinen rechten Mann? (Od. VI, 276, vgl. auch v. 34 ff.)

[20]) Noch eine Sprosse höher auf der Wesensleiter langt die Latinerkönigin Amata in der Absicht, ihre Tochter Lavinia vor der Ehe mit dem hergelaufenen Äneas zu bewahren. Öffentlich verkündet sie, kein anderer sei würdig, Lavinia zum Gatten zu bekommen, als der Gott Bacchus (VII. 385 ff.). Und warum besorgt denn die homerische Nausikaa, die Leute könnten, wenn sie Odysseus, den Göttergleichen (VI, 243 ff.) neben ihr sähen, in ihm einen Gott vermuten, der auf ihre inständige Bitte herabgestiegen sei, um fortan ihr Gatte zu sein (Od. VII, 276 ff.)? Offenbar fürchtet sie, durchschaut zu werden, weil sie im tiefsten Grund ihres Herzens wirklich so hochfliegende Wünsche hegte. Was aber Didos Urteil über ihren Erwählten betrifft, so sind dafür schon die ersten Worte, die sie an ihn richtet, sehr bezeichnend (I, 615). „Sohn einer Göttin", lautet die Anrede, und ihr folgt die Frage, ob er denn wirklich der berühmte Äneas sei, von dem die Sage berichte, daß ihn Venus an den Wellen des Simois dem Dardaniden Anchises gebar. Offenbar ist ihr an der Persönlichkeit des Helden seine wunderbare

Trotzdem wäre sie nicht so rasch oder gar nicht für ihn eingenommen, wenn er nach Art des Barbaren Jarbas versuchte, den siegesgewissen Freier (IV, 338 ff.) zu spielen. Das liegt ihm aber ganz fern. Denn wie sie durch den Tod des Sichaeus, ist er durch den Verlust Creusas der Liebe entfremdet, und daß ihm die tiefbetrauerte Gattin den kleinen Ascanius hinterließ (II, 789), macht ihn in Herzenssachen erst recht zurückhaltend. Geradezu entgegengesetzt wirkt aber dieses Kind auf Dido. Indem es in ihrer Seele durch seine Schönheit das mütterliche Gefühl weckt, entfremdet es sie dem verstorbenen Gemahl, der ihr keinerlei Mutterfreuden verschafft hat (I, 712 ff.). Zugleich und im selben Maße lenkt der Knabe ihre Neigung auf seinen Vater, von dem ihn selbst nichts als seine Jugend unterscheidet (IV, 84 ff.).

Überblicken wir nun, was sie zu Äneas hinzieht, so ergibt sich: Zu schwach, auf die Dauer männlicher Hilfe entraten zu können, zu heikel, einen Mann zu nehmen, bloß weil sie ihn braucht, entscheidet sie sich für den, der Kraft genug hat, sie zu beschützen, und den zu lieben ihrem Selbstgefühl zumindest keinen Abbruch tut. Daß er es sogar verstärkt, zeigt eine Prüfung der Umstände, unter denen sein Lebensweg den ihren kreuzt.

Er war von Sizilien abgesegelt (I, 34 ff.) und steuerte zum Endziel seiner Irrfahrt nach Latium, als ihn ein Sturm erfaßte und an die Küste Afrikas trieb. Da seine Flotte zersprengt ist (I, 170) und auch die Schiffe, die ihm blieben, nicht unbeschädigt sind (I, 120 ff., 383), sucht er im nächsten Hafen Zuflucht (I, 157 ff.). Alles übrige erhofft er von der Barmherzigkeit der Landesfürstin (I, 387 ff., 451 ff.), die er am nächsten Tag aufsucht. Zwischen ihr und ihm sind demnach von vornherein die Rollen derart verteilt, daß die „schöne" ihr zufällt. Sie darf ihm Teilnahme schenken und Beistand gewähren[21]). Er hingegen leidet nicht bloß unter den Wirkungen der kaum überstandenen Seenot. Denn dieses Mißgeschick ist ja, so schwer es auf ihm lastet, doch nur die Folge eines viel größeren Unheils, das mit der Zerstörung Trojas begann. Seither irrt nämlich Äneas beständig umher und kann nirgends einen dauernden Wohnsitz gewinnen. Darum kommt er nach Karthago als heimatloser Abenteurer und muß zur Königin

---

Geburt besonders wichtig, und deshalb möchte sie vor allem in der Beziehung volle Sicherheit gewinnen. Zu dem Punkt kehrt sie daher zurück, sobald sie sich aus den Eindrücken, die sie beim Begrüßungsfest von ihrem Gast empfangen hat, ein klares Urteil zu bilden sucht. Sie kommt zur Überzeugung von der Göttlichkeit seiner Abkunft und gibt ihr mit den Worten (IV, 12): „Ich glaube und nicht eitel ist das Vertrauen" einen geradezu feierlichen Ausdruck. Von seiner männlichen Schönheit und dem Mut, der aus seinen Lebenserinnerungen hervorleuchtet, spricht sie bloß, um die Vorzüge als Beweis seines Adels zu verwerten. Für den Zweck spendet sie ihnen allerdings das höchste Lob. Und so erscheint es uns auch sehr bedeutsam, daß beim Auszug zu jener Jagd, die für die Liebenden mit der Vorwegnahme der Hochzeitsfreuden endet, Äneas so heldenhaft schön ist wie Apollo, wenn er, mit klirrendem Köcher bewehrt, unter dem festlichen Jubel seiner Verehrer auf den Höhen von Delos einherschreitet (IV, 143 ff.). Wir sollen wissen, daß Didos Liebesopfer einem göttergleichen Göttersohn, einem unverkennbar heroischen Heros zufällt. Es ist daher nur folgerichtig, daß sie den Undank, mit dem er ihr dieses höchste Opfer lohnt, durch Leugnung seines himmlischen Ursprungs züchtigt. (IV, 365 ff.)

[21]) Daß ihn Dido tatsächlich bemitleidet und ihr Mitleid zur Liebe wird, zeigt sich schon in dem Augenblick, wo er zum ersten Male und ganz unerwartet vor ihr erscheint. Da regt sich in ihrer Seele die Teilnahme für das traurige Geschick des Helden zugleich mit der Bewunderung seiner Schönheit und die beiden Gefühle fließen schon im Entstehen zu einem großen Staunen zusammen. (I, 613.) Dann beteuert sie, ihr eigenes Unglück habe sie gelehrt, mit dem fremden zu fühlen und ihm beizustehen. (630.) Durch die Erzählung seiner Leidensgeschichte steigert Äneas noch ihr Erbarmen und damit wächst auch die Liebe, bis sie ihrer selbst bewußt wird und gegen den Widerstand der Witwentreue stößt. In diesem Kampf beruft sie sich zum Beweis für die Güte ihrer Sache ausdrücklich auf die rührenden Erlebnisse des Geliebten (IV, 13 ff.). Derselbe Zusammenhang wirkt bei Medea, dem Urbild der verratenen Frau. Ihr Vater stellt dem Argonauten Jason, um ihn zu vernichten, unlösbare Aufgaben. Sie bedauert diese Härte und schenkt auch deshalb dem schönen Fremdling ihr Herz. (Ovid. Metam. VI, 24 ff.)

mit wehmütiger Bewunderung emporschauen (I, 437 ff.). Nicht anders stand einmal sie selbst Jarbas, dem großmächtigen Herrscher Libyens, gegenüber (IV, 211 ff.)[22]). Nun aber ist die Überlegenheit des männlichen Partners ihr zugefallen[23]) und zugleich eine gute Gelegenheit, diesen Vorzug noch zu vergrößern und sich seiner für immer zu versichern. Erreicht sie nämlich bei ihrem Gast, daß er, statt unter tausend Mühen und Gefahren ein neues Troja zu gründen, in der Stadt, die ihre Tatkraft schuf, sein Leben als Prinzgemahl genießt[24]), dann ist er nicht mehr der Träger einer göttlichen Mission, sondern, mit den Worten seines Warners Mercur zu reden (IV, 266), ein „uxorius", ein Zubehör seiner Gattin, sie aber wird erst recht zur Hauptperson und Herrin[25]).

[22]) Jarbas vermißt bei Dido, die er kraft seines Herrscherrechtes von dem Elend der Heimatlosigkeit befreite, das Pathos der Distanz (211 ff.). Dasselbe Gefühl sucht Dido bei dem ungetreuen Geliebten zu wecken, wenn sie ihm die Not vorhält, der sie ihn entriß, als er vom Sturm an ihre Küste geworfen wurde (373 ff.).

[23]) Des restlos schweifenden Äneas großer Vorgänger Odysseus steht zu Kalypso in einem Verhältnis, das die geltende Rangordnung der Geschlechter noch entschiedener in ihr Gegenteil verkehrt. Denn jene Nymphe ist eine furchtbar gewaltige Göttin (δεινὴ θεός) (Od. XII, 449), er aber ist nicht einmal ein Halbgott wie der Venussohn Äneas. Irdische Eltern haben ihn zur Sterblichkeit gezeugt. Auch gerät er noch viel tiefer ins Unglück als der Flüchtling aus Troja. Nicht bloß sturmgepeitscht, sondern schiffbrüchig, nicht mit einer Schar von Schicksalsgenossen, sondern als einzig Überlebender kommt er an die Küste und müßte verschmachten, fände er nicht bei Kalypso gastliche Aufnahme. Darum ist er nicht bloß moralisch, sondern auch physisch von ihr aufs stärkste abhängig. Sie aber liebt ihn eben deshalb. Denn für ihr Liebesleben beansprucht sie als Göttin dieselbe Freiheit, die sich die Götter nehmen, und wenn die im Sieg über irdische Frauen die Bewährung ihrer überirdischen Macht genießen, warum sollte nicht sie dieselbe Stärkung ihres Selbstgefühls bei einem sterblichen Manne suchen, zumal wenn ihr das Schicksal einen solchen so ganz in die Hand gibt wie den vielduldenden Odysseus. (Od. V, 118 ff. und Poseidons Ansprache an das Opfer seines listigen Zauberers, die von ihm geschwängerte Heroine Tyro, XI, 248 ff.) Nah verwandt mit ihrer Liebe ist aber auch die zarte Neigung, die derselbe Held im jungfräulichen Herzen Nausikaas erweckt. Denn wenn diese vor ihm steht, von fürstlichem Glanz umgeben, er aber, um nur seine Blöße zu decken, einen Lappen von ihr erbitten muß, dann ist für ihn auch die Tochter des Phäakenkönigs eine Göttin (Od. VI, 149). Und das kommt ihr sicher sehr gelegen. Bedeutet es doch eine Art Vergöttlichung, und daß sie sich dergleichen verlangt, davon zeugt ihre geheime Sehnsucht, der Unsterblichen einer möge vom Himmel niedersteigen, um ihr Gatte zu werden. (Vgl. oben 20.) Übrigens wird ihr auch d e r Wunsch durch die göttliche Schönheit des geheimnisvollen Fremden wenigstens zum Teil erfüllt (VI, 243) und so ist ihr Liebesehrgeiz noch geneigter, Odysseus als den rechten Freier anzuerkennen.

[24]) Wie eine Frau einen Mann glücklich zu machen sucht, damit er ihr Geschöpf werde, zeigt in aller Schärfe Kalypso, wenn sie Odysseus mahnt, sich nicht den Leiden auszusetzen, die seiner auf der Heimfahrt und zu Hause harren, sondern als ihr Gemahl in ewiger Jugend das leichte Leben der Götter zu führen. (Odyss. V, 206 ff.)

[25]) In Ovids Heroinenbriefen erhebt Hypsipile, eine Geliebte Jasons, die von Medea aus seinem Herzen verdrängt wurde, gegen ihre glückliche Rivalin den Vorwurf, die Ruhmestaten des Gatten und seiner Gefährten, der Argonauten, sich zuzuschreiben (Epist. VI, 99). Das heißt offenbar, sie wolle Jason nur als ihren Handlanger gelten lassen. Genau so denkt Mercur von Dido. Denn Äneas als uxorius zu bezeichnen, sieht er sich dadurch veranlaßt, daß er ihn mit dem Bau ihrer Stadt beschäftigt findet. Objektiv ist natürlich weder dies noch jenes Urteil, da sie beide den Zweck verfolgen, ein Liebespaar zu trennen. Denken wir aber an Medea, wie Euripides sie der Mit- und Nachwelt zeigte, die Frau, die sich gegen die Vorherrschaft der Männer grimmig auflehnt, dann erscheint es uns sehr glaublich, daß sie in ihrem Gemahl ein Werkzeug sieht, selber männliches Ansehen zu erlangen. Und wie steht es mit Dido? Sie verrichtet nicht bloß Mannestaten, sie verlangt auch, daß Äneas sie anerkenne, indem er ihr als Liebespfand sein kampferprobtes Schwert widmet. Wo aber er mit ihr auf gleich kommen möchte und als Kolonisator will er ebensoviel vollbringen, leistet sie ihm solchen Widerstand, daß er den Eindruck gewinnt, sie neide ihm den Erfolg (IV, 343). Demnach besteht wohl wirklich auch bei ihr das Streben, nicht bloß mit seiner Hilfe, sondern auch auf seine Kosten das eigene Ich zu erhöhen. Edel und nobel treibt sie es, aber im Grunde ist es immer noch das Handwerk der Zauberin Kirke, die ihren heldenhaften Gast zur Liebe lockt, um ihn zu entmannen. (Od. X, 301.)

Von dem Punkt aus betrachtet, wird es vollends begreiflich, daß eine Frau von ihrem Ehrgeiz sich leidenschaftlich in Äneas verliebt[26]).

Außerdem machen wir noch folgende Beobachtung: Mit ihrer Liebe gerät Dido in den typischen Fehler tragischer Helden, die Überhebung. Als Weib überspringt sie die Schranken der Sitte, die ihrem Geschlecht die „Belohnungen der Venus" (Veneris praemia)[27]) nur in der Ehe und die nur einmal zubilligt, als Mensch stellt sie den persönlichen Anspruch, den sie auf ihren Erwählten erhebt, über die objektive Forderung, die seine Familie[28]), sein Volk (IV, 350 ff., 295) und die Welt an ihn richtet[29]). So entspinnt sich ein schwerer Kampf. In drei einander übergreifenden Formen organisiert, steht auf der einen Seite die Gemeinschaft[30]); unfähig, sich in sie einzufügen[31]), tritt ihr Dido eigenmächtig entgegen. Demgemäß endet ihre Auflehnung mit einer schmählichen Niederlage. Vergeblich räumt sie Äneas sogar Gattenrechte ein, ihn festzuhalten gelingt ihr doch nicht.

Schwer ist natürlich auch seine Schuld, und er fühlt sie schmerzlich (V, 5 f.). Nichtsdestoweniger wird die Wesensverschiedenheit der beiden Liebenden jetzt erst recht offenkundig. Er findet in erneuter Hingabe an seine große Aufgabe[32]) die Kraft, sich aus seinem Fall zu erheben (IV, 576 f.). Sie aber geht nur scheinbar über ihr Ich hinaus, wenn sie jetzt an Nachkommenschaft denkt (IV, 327 ff.). Denn was fällt ihr dabei ein? Daß sie die Trennung vom Geliebten besser ertragen könnte, wenn ihr wenigstens sein verjüngtes Ebenbild, ein kleiner Äneas, bliebe.

[26]) Daß die Liebe, ohne es zu merken, dem Ehrgeiz Vorspanndienste leisten kann, war auch den antiken Moralphilosophen bekannt. Beweis — die ebenso derbe als deutliche Erörterung des Epikureers. Horaz Satiren (I, 2, 6 ff.).

[27]) Das Schlagwort stammt wohl von der friedfertigen Anna und auch sie gebraucht es zugunsten der Witwenheirat. Aber ihr geht es ausschließlich um Parteinahme für die Natur. Gegen die unnatürliche Sitte Stellung zu nehmen, indem sie auch den äußeren Schein nicht wahrt, bleibt der kämpferischen Dido vorbehalten. (IV, 170.) Indes ist selbst ihre Angriffslust nicht unbegrenzt. Daher verschmäht sie wohl, die Existenz ihrer Buhlschaft zu verbergen, bemäntelt aber die nackte Tatsache mit dem schönen Namen Ehe. (171 ff.)

[28]) Bei Nacht mahnt ihn das Traumbild des Vaters, bei Tag der Anblick des Sohnes, daß er diesen nicht um die Königsherrschaft betrügen dürfe, die ihm das Schicksal auf dem Boden Italiens zuwies (IV, 351 ff.).

[29]) Cicero de finibus, III, § 64): „Die Welt wird nach ihrer (der Stoiker) Meinung durch das Walten der Götter gelenkt und ist gewissermaßen ein Göttern und Menschen gemeinsames Staatswesen und jeder von uns bildet einen Bestandteil dieser Weltordnung, woraus natürlich folgt, daß wir den allgemeinen Nutzen dem unseren vorziehen sollen." In diesem Sinn ist Äneas ein echter Weltbürger. Denn er gründet das neue Troja im Bewußtsein, ein Gebot des Schicksals zu erfüllen (IV, 340 ff.), und das Schicksal, an das er und sein Dichter glaubt, ist eine allweise und allgütige Weltvernunft. (Heinze a. a. O. G. 289.)

[30]) Es gibt mehrere Stufen der Gemeinschaft, sagt Cicero in seiner Pflichtlehre (I, § 53). Ihre Aufzählung beginnt er bei der allmenschlichen, steigt von da hinab zur Volksgemeinschaft und nennt als unterste: die Familie.

[31]) Daß sie einen Staat gründet und erfolgreich lenkt, bildet keinen Gegenbeweis. Denn näher noch als allen andern Alleinherrschern liegt denen, die ihr Reich selber schufen, die Versuchung, statt ihr Ich dem Staat, den Staat ihrem Ich einzuordnen, und so tut, wie wir noch sehen werden, auch Dido. Aber zeigt denn nicht das Eheglück, dessen sie sich an Sichaeus Seite erfreute, daß sie es doch versteht Gemeinschaft zu halten? Die Antwort ergibt sich aus dem bereits besprochenen Rangverhältnis der beiden Gatten. Er war wohl reich, aber nichtsdestoweniger bloß ein Untertan ihres königlichen Vaters. Daher konnte sie das Gefühl, der überlegene Teil zu sein, schon bei ihm genießen. Die Verbindung mit dem unbehausten Äneas ist erst recht geeignet, ihr diese Befriedigung zu bieten. Im reichsten Maß flieBt sie ihr bei ihrer wahrhaft selbstlosen Schwester Anna. Demnach scheint sie einer solchen Stärkung ihres Ichgefühls zu bedürfen, um sich an ein Du innig anzuschließen. Das zeugt aber nicht vom Streben nach Gemeinschaft, sondern vom Willen zur Macht.

[32]) Geübt hat er sie schon mit der ganzen Selbstverleugnung, die dazu nötig ist, als er dem Wunsch, auf den Ruinen Trojas eine neue Stadt zu erbauen, entsagte, um, dem Spruch des Schicksals gehorsam, nach Italien zu steuern. (IV, 340 ff.)

Und das soll doch offenbar heißen, Äneas selbst dürfe sie erst verlassen, nachdem er ihr den gewünschten Trost geschenkt hat. Wie es dann weiterginge, wenn sie von Feinden rings umstellt, nicht nur für sich, sondern auch für ihren Knaben zu fürchten hätte, kommt ihr gar nicht in den Sinn, ein sicherer Beweis, daß ihr dringendes Verlangen nach Kindersegen nur ein letztes, verzweifeltes Mittel ist, den Liebeskampf zu gewinnen. Und die Landeskinder? Obgleich sie keine Wunschgeschöpfe sind, sondern wirkliche Menschen und demgemäß ihnen sicherlich gebührt, als Selbstzweck genommen zu werden[33]), behandelt Dido auch sie als Werkzeuge im Dienste ihrer Person. Den treulosen Buhlen sollen sie ihr strafen, indem sie sein Geschlecht unversöhnlich hassen und sogar mit Krieg heimsuchen (IV, 622 ff.). An dergleichen überseeischen Unternehmungen können sie aber nicht einmal denken, so lange sie noch um den Besitz der eigenen Stadt bangen. Ihnen über diese Schwierigkeit hinwegzuhelfen, müßte daher Dido schon im Interesse ihrer Rache versuchen. Und moralisch wäre es erst recht erforderlich. Denn mit der Liebesgunst, die sie dem fahrenden Trojaner schenkte, hat sie die Angriffslust der umwohnenden Fürsten erschreckend gesteigert (IV, 320 ff.). Nichtsdestoweniger kommt es ihr gar nicht in den Sinn, die Gefahr, an der zum guten Teil sie selber Schuld trägt, aus eigener Kraft abzuwehren, vielmehr überläßt sie dies ganz und gar ihrem Volke und entzieht sich gerade jetzt für immer den Regierungsgeschäften, indem sie freiwillig in den Tod geht.

Und den Schritt tut sie nicht bloß, um der Schande zu entrinnen, die schwer auf ihr lastet und im weiteren Verlauf der Dinge noch ärger zu werden droht (vgl. IV, 547 mit 320) — auch einen positiven Gewinn an Selbstgefühl findet sie im Selbstmord. Vor allem schafft er ihr einen Triumph über den treulosen Geliebten[34]). Denn drückend fällt auf ihn die Verantwortung für ihr blutiges Ende (308, 382 ff., 660 f.). Außerdem beweist sie mit dem Schwertstreich, den sie gegen die eigene Brust führt, echt männlichen Mut[35]) und gibt damit ihrem Leben den stilgemäßen Abschluß (IV, 653).

[33]) An dieser Forderung mißt Vergils Freund Horaz das Gebaren der Griechenfürsten von Troja, wenn er über sie das vernichtende Urteil fällt: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Ep. I, 2, 14.

[34]) Eine genaue Parallele zu dieser Motivierung bietet Goethes Novelle: Die wunderlichen Nachbarskinder (Die Wahlverwandtschaften, II. T., Kap. 10): „Sie beschloß zu sterben, um den ehemals Gehaßten und nun so heftig Geliebten für seine Anteilnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besitzen sollte, wenigstens mit seiner Einbildungskraft zu vermählen. Er sollte ihr totes Bild nicht loswerden (vgl. Äneas, IV, 384 ff.), er sollte nicht aufhören, sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt habe.“ Mit dem Gedanken, sich zu töten, um ihre Nächsten zu bestrafen, läßt übrigens Goethe schon die Heldin seines Singspiels „Die Fischerin“ spielen.

[35]) Zur Zeit, da Vergil mit der Arbeit an der Äneis anfängt, bewundert sein Freund Horaz in der berühmten Ode auf den Sieg bei Aktium (carm. I, 26) eine zeitgenössische Königin des Ostens, Kleopatra von Ägypten, weil sie sich planmäßig mit List den Weg zum Selbstmord bahnte, um den schon erlittenen und den ihr noch bevorstehenden Demütigungen zu entgehen und wündig ihrer Abkunft von Königen zu sterben. Dieser Vorsatz erforderte, daß sie auch vor dem Schwert keine weibische Furcht empfand und sich durch freiwilligen Austritt aus dem Leben über die niedrige Sphäre ihres Geschlechts zum Triumph über ihren Besieger erhob. Das genügt, um unser Verständnis der Vergilschen Dido durch eine genaue Parallele zu befestigen. Vielleicht ist aber die Beziehung der beiden Frauengestalten noch inniger. Erwägen wir, daß die Ägypterin nach der offiziellen Version mit ihrer Liebesholdheit Roms Weltstellung zu stürzen unternahm, die Karthagerin durch Liebeslust seine Gründung zu vereiteln sucht, so liegt der Gedanke nahe, daß Vergil unter dem Eindruck der Tragödie in Alexandria stand, als er die tragische Didoepisode schuf. Und wie wichtig mußte es dem höfischen Dichter erscheinen, eine Versuchung, die Antonius, den Rivalen des Augustus, ins Verderben gezogen hatte, von Äneas, des Augustus Ahnherrn und Urbild, siegreich überwinden zu lassen. Demgemäß verweist die boshafte Fama in ihrem Bericht über Didos Liebesleben so deutlich auf die Schwelgerei, der sich Kleopatra im Winter vor der Entscheidungsschlacht mit ihrem Buhlen hingab, daß schon der alte Wyttenbach die Anspielung bemerkte. (Vgl. Forbigers Kommentar zu IV, 193.)

Zum Schluß noch einen Blick auf die übernatürliche Begründung der Didotragödie! Er zeigt uns, daß der Versuch, den die Heldin unternimmt, Äneas zum Karthager zu machen und damit von der Ansiedlung in Italien abzuziehen, nicht bloß ihrem eigenen Wunsch entspricht. Gleichzeitig erfüllt er den Willen einer höheren Macht. Aber auch die ist in ihrem Wesen, ihrem Beweggrund, ihren Mitteln weiblich, ja sie ist es zu allermeist. Denn ihr Name lautet Juno und Juno, des Götter- und Menschenvaters Schwester und Gattin, darf man wohl das „Urweib" nennen.

In der Feindschaft, die sie dem Trojanerfürsten zu fühlen gibt, tobt der Zorn fort, mit dem sie schon seine Vaterstadt bis zur Vernichtung verfolgte, weil ihr einst der Trojaner Paris beim Schönheitswettkampf den Preis versagt hat (I, 26 f.). Und diese Verletzung ihrer weiblichen Eitelkeit wirkt auch dann noch weiter, wenn sich Äneas nach langer Irrfahrt dem Lande der Verheißung — Latium — nähert. Deshalb möchte sie ihn eben jetzt zum Scheitern bringen. Weil das aber nur mit Hilfe des Windgottes Äolus erreichbar ist, verspricht sie ihm für seine Hilfe eine ihrer Nymphen als rechtmäßige Gattin (I, 71 ff.). Diesem Versuch, das echt weibliche Geschäft der Ehestiftung in den Dienst ihrer Rache zu stellen, läßt sie als zweiten seiner Art die Verkupplung Didos an Äneas folgen. Verwandt sind die beiden Intriguen auch in dem Punkt, daß sie bei Mann und Weib den Willen zur Ehe gegen Recht oder Sitte in Bewegung setzen. Sucht aber einmal Juno eine Ehe zu verhindern, ist es gerade eine „Vernunftehe" im besten Sinne des Wortes. Da gilt es, zwei urverwandte, aber längst getrennte Völker auf dem alten Mutterboden durch Verschwägerung ihrer Herrscherhäuser neu und dauernd zu verknüpfen. Zu dem Zwecke soll der Trojanerfürst Äneas Lavinia heimführen, die Tochter des Königs von Latium, Latinus. Allein, was hilft das wohlbedachte Treuwort, das die Männer einander geben? Zwischen Eingeborenen und Einwanderern erwächst dennoch statt segensreicher Eintracht verderbliche Fehde. Denn gegen die Entscheidung, die der Vater betreffs der Zukunft Lavinias traf, erhebt sich, von der Göttin[36]) angetrieben, die Brautmutter Amata (VII, 341 ff.). Ihre Empörung gegen die unbeschränkte Verfügungsgewalt des Hausherrn über seine Familie (vgl. VII, 402) steht aber keineswegs vereinzelt da. Dergleichen Aufruhr haben die Trojaner zum Schaden ihrer guten Sache schon im eigenen Lager erlebt. Der endlosen Seereise müde, legten nach einer Landung in Sizilien die Troerinnen Feuer an die Schiffe, damit das neue Troja nicht erst jenseits des Meeres, auf dem Boden Italiens, sondern gleich an Ort und Stelle errichtet werde. Auch dieser gefährliche Ausbruch weiblichen Eigenwillens stammt von der Schutzpatronin der Frauen, Juno (V. 604 ff.).

Nehmen wir noch hinzu, daß sie mit einem Gegner zu tun hat, der im vollsten Sinne des Wortes ein „Mann" ist, dann erscheint sie erst recht als Personifikation der Weiblichkeit. Ihre Niederlage belastet daher ihr Geschlecht[37]), während mit Äneas die Männlichkeit triumphiert, und die bedeutet für den Römer soviel wie Tugend

[36]) Diese Einwirkung vollzieht sie nicht persönlich, sondern mittels der Furie Alekto. Die zur Helfershelferin zu nehmen, beschließt sie mit den berühmten Worten: „Kann ich die Himmlischen nicht rühren, will ich die Hölle in Bewegung setzen" (VII, 312 Flectere si nequeo superos Acheronta movebo). Dann steigt sie selbst hernieder, um jenes Ungetüm heraufzuholen (323 ff.). Demnach zwingt sie sich, im Bewußtein der eigenen Unzulänglichkeit, das Hochgefühl befriedigter Rache auf dem Umweg über eine recht eigentlich abgrundtiefe Selbsterniedrigung zu suchen. Aus demselben Grund tut Dido zwar nur zum Schein und doch beschämt ein Gleiches, wenn sie sich mit magischen Künsten rüstet, denen die Mächte der Unterwelt gebieten (IV).

[37]) Ausgenommen sind natürlich die Frauen, denen es ebenso wie der Venus, des Helden göttlicher Mutter, zum höchsten Stolz gereicht, einen mannhaften Sohn geboren zu haben und ihn immer weiter hinauf zu bringen. Diese mütterliche Form des weiblichen Geltungsstrebens sucht nämlich die Befriedigung der eigenen Ansprüche nicht im Kampf gegen die Männerherrschaft, sondern als ihr dienstfertiger Vasall.

schlechthin. In diese Auffassung der ganzen Äneis als eines großen Sinnbildes für den Kampf der Geschlechter[38]) fügt sich unsere Auffassung der Didoepisode aufs beste. Denn in Dido fanden wir das Weib, das mit männlichen ebenso wie mit weiblichen Mitteln dem Mann gleichzukommen, ihn zu übertreffen, ja sogar zu beherrschen sucht und diese Überschreitung geheiligter Grenzen mit dem Leben büßt.

Über Geheimsprachen

Von Dr. MANELIS TRIANDAPHYLLIDIS (Athen) *)

Die Geheimsprachen, eine Abart der Sondersprachen (Standessprachen, Berufssprachen) sind das Verständigungsmittel von sozialen Gruppen, die sich im Gegensatz zur Gesellschaft befinden, beziehungsweise im Kampfe gegen sie stehen. Man wendet sie an, so oft man von Fernstehenden, Nichteingeweihten nicht verstanden werden will.

Die Leute, die von den Geheimsprachen Gebrauch machen, sind von verwandter seelischer Struktur, mit derselben oder einer ähnlichen oder ohne jegliche Beschäftigung. Ihre Sprache ist der Ausdruck ihrer gemeinsamen Bedürfnisse, welche sie von der großen Gemeinschaft trennen, die Offenbarung und Besiegelung ihrer kämpferischen Haltung ihr gegenüber; ein Abwehrmittel und zu gleicher Zeit eine Angriffswaffe gegen ihre Forderungen und den Druck, den sie von ihr empfangen. Der Gegensatz zur Gemeinschaft ist doppelt: erstens kann er ganz deutlich ausgeprägt sein und zu einer offenen Feindseligkeit führen, wie es der Fall ist bei den Verbrechern, Dieben, Gaunern, Insassen der Gefängnisse, Dirnen. Deutlich tritt diese Feindseligkeit hervor bei politisch revolutionären Vereinen, wie zum Beispiel bei der griechischen Philiki Hetaireia (1820), bei den Philadelphos während des Konsulats in Frankreich, bei den italienischen

---

[38]) Die Stimmung dieses Kampfes lebt vor allem in den Sagen von den Amazonen, den Weibern, die es den Männern gleichtun, mit Männern fechten und ihnen schließlich doch erliegen. Solch eine Amazone ist auch Vergils Camilla, die Frauenarbeit und Ehe ablehnt (VII, 805 ff., XI, 583 f.), um zur höheren Ehre ihres Geschlechts das Waffenhandwerk zu betreiben. (XI, 686 ff.) Aber nach rühmlichem Kampf fällt sie durch eine echt weibliche Schwachheit, das unbezähmbare Verlangen nach einem glänzenden Beutestück (XI, 778 ff. vgl. als Gegensatz das Gebet ihres Überwinders Arruns, 789 ff.) Demnach versucht auch diese „grimme Jungfrau“ (XI, 664) vergebens, dem starken Geschlecht seinen Vorrang zu entreißen, und wieder ist der Sieg der männlichen Sache zugleich ein Sieg für Äneas. Denn die Amazone stand im Lager seiner Feinde. Wie erbittert in Wirklichkeit die Geschlechter miteinander um die Macht rangen, bezeugt schon die Klage des alten Cato, daß die Frauen, die sich sonst überall beherrschen ließen, gerade unter den weltregierenden Römern die Herrschaft führen (Plutarch, Apophthegmata, p. 198 D; vgl. Plutarch, Lycurg, c. 14, Ende). Der witzige Ausspruch stammt wahrscheinlich aus der Rede, mit der er als Konsul (195 v. Chr.) für die Erhaltung eines Gesetzes eintrat, das dem weiblichen Luxus enge Grenzen zog. (Livius XXXIV, c. 1 ff.) Damit machte er sich zum Anwalt der altübernommenen Hegemonie des Mannes. Dieselbe Rolle nimmt der Kaiser Tiberius (14 bis 37 n. Chr.) in Anspruch, wenn er sich durch das Ansehen und den Einfluß seiner Mutter Livia und seiner Schwiegertochter Agrippina gekränkt fühlt. (Tacitus, Annales I, 7, 14, 69; III, 64; IV, 57; Sueton: Tiberius, c. 51 ff., 53.) Seinen antifeministischen Überzeugungen entspricht auch die Scheltrede, mit der einer seiner verläßlichsten Offiziere, A. Caecina, in einer Senatssitzung des Jahres 21 n. Chr. gegen das Überhandnehmen der Weiberwirtschaft loszog. (Tacitus, a. a. O. III, 33.)

*) Nach einem in Wien und München in dem Internationalen Verein für Individualpsychologie am 17. November 1924, beziehungsweise am 12. Jänner 1925 gehaltenen Vortrage Über dasselbe Thema erscheint demnächst von demselben Autor ein Buch unter dem Titel: Griechische Geheimsprachen, welches auch ähnliche Erscheinungen von anderen bekannten Sprachen berücksichtigt und in dem neben dem Sprachlichen auch das Soziologische hervorgehoben werden soll.

Filedoni (1816), dem Verein, dessen Gründer von den Österreichern auf 20 Jahre verurteilt wurde und von S. Pellico im „Le mie prigioni" verherrlicht wurde.

Einen latenten Gegensatz haben wir bei Bettlern, Hausierern, Kaufleuten, Händlern, Handwerkern usw., welche gewöhnlich nicht dauernd im selben Orte geschäftlich tätig sind und auch in strafbarer Absicht ihre Geheimidiome gebrauchen. Man dürfte hier wohl auch die Scherzsprachen mitrechnen, die zum Beispiel von zusammen aufwachsenden Kindern erfunden oder gebraucht werden, um den Gegensatz zu ihrer Umgebung zu betonen und ihr Treiben vor Eltern, Lehrern usw. geheim zu halten.

Es ist chakteristisch, daß man die verschiedenen Geheimidiome in der ganzen Welt trifft. Verbrecher und Diebe aus Java und Indien, in China und Mexiko besitzen ihr Rotwelsch, und die griechischen Krämer- und Kundensprachen finden ihr Gegenstück in ganz ähnlichen Idiomen auf der Haimosa-Halbinsel und dem übrigen Europa.

Diejenigen, welche die griechischen Krämer- und Kundensprachen gebrauchen, sind Maurer, Pfannenflicker, Schneider, Schreiner, Bäcker, Metzger, Viehhändler, Schmiede, Juweliere, Bettler usw. Von der Not getrieben — sie bewohnen meist ein gebirgiges, unfruchtbares Land — oder auch des bequemeren Verdienstes wegen verlassen sie im Frühling Familie und Dorf und reisen je nachdem einzeln oder gruppenweise ziemlich weit, um erst nach Monaten zurückzukehren. Beweglichkeit ist ein Hauptzug von ihnen, und ihr halb nomadenhaftes Leben macht es ihnen leicht, sich der Autorität der Behörden zu entziehen. Anderseits kommen sie durch ihre häufige, ja berufsmäßige Beschäftigung in fremden Häusern (die Schneider zum Beispiel, welche von Dorf zu Dorf reisen, indem sie für kurze Zeit sich als Gelegenheitsarbeiter verdingen) leicht in Versuchung, fremdes mit eigenem Gute zu verwechseln. Unlautere Absichten brauchen ja nicht von Anfang an da zu sein, bekanntlich aber: „C'est l'occasion qui fait le larrand." Man denke da an die fahrenden Schüler in Deutschland. Auch die berüchtigten griechischen Berufsbettler aus Krawara erinnern uns an die Beschreibung der deutschen Bettler im Liber vagtorum (14. bis 15. Jahrhundert), welches die deutschen Bauern und Bürger vor den mannigfaltigen Listen von 28 Arten Bettlern warnen wollte. Was die empirischen (also praktisch, nicht akademisch gebildeten) Ärzte betrifft, welche aus bestimmten griechischen Dörfern hervorgehen und auch ihre Geheimidiome besitzen, ist zu bemerken, daß ihre soziale Tätigkeit gewöhnlich nicht einwandfrei ist; ihr Name ist synonym mit Charlatan geworden, oft waren sie der Magie ergeben und versuchten, die Zukunft vorauszusagen. Ein Teil dieser Ärzte bedient sich zur Geheimverständigung des Bettleridioms.

Die Geheimsprachen sind, wie gesagt, Verständigungsmittel unter Gleichgesinnten bei gleichzeitiger Verschleierung dritten gegenüber. Unter den häufigsten Sätzen, die man als Beispiele der griechischen Kundensprache zu hören bekommt, sind: „Geh weg, es kommt der Gendarm", „fort, daß er dich nicht sieht!", „es kommt der Feldhüter, arbeite!", „es kommt der Priester!" (in kleinen Dörfern die Autorität), „der Hausherr ist blind", „eine schöne Frau" usw.

„Wozu sprecht Ihr so?" fragte ich oft meine Gewährsmänner, und ich bekam wiederholt die Antwort: „Damit uns der Hausherr nicht versteht", oder „um unsere Interessen zu schützen". Ein fahrender Schneider, den ich einst in einem aitolischen Kloster am Vorabend eines Feierabends traf und über sein Geheimidiom befragte, antwortete mir, „damit wir stehlen, wenn wir hungrig sind", und fügte hinzu: „Jeder Mensch stiehlt! Das ist die Wahrheit". Gewöhnlich ist es auch schwer, von den Eingeweihten Auskunft über ihr Geheimidiom zu bekommen.

Was die Geheimsprachen selbst betrifft, ist zu bemerken, daß sie keine ausgebildete Sprachform darstellen, da die Geheimsprachler nicht die Kraft besitzen, gründlich mit der Gesellschaft, die sie bekämpfen, und mit ihrer eigenen Muttersprache zu brechen. Grammatik und Syntax bleiben in der Regel dieselben, das

spezielle Element der Verheimlichung ist das Wort, welches unkenntlich gemacht, „änigmatisiert“ (Pott) wird. Dies kommt durch die auch in der normalen Sprachenentwicklung bekannten Mittel zustande: durch (lautliche) Umbildung, Umdeutung, Entlehnung; nur werden hier diese Mittel systematisch und in gesteigertem Maße angewendet. Es handelt sich immer darum, mit möglichst wenig Mühe den Uneingeweihten möglichst unverstanden zu bleiben. Bei der Umbildung kann es sich, wie auch bei mancher Kindersprache, um eine Umkehrung des Wortes, Umstellung der Wortsilben, Konsonantenumstellung, Silbeneinschaltung, Erweiterung oder Verkürzung des Wortes handeln (vergleiche Peter = Teper, man sagt — san magt; „ib — ich wünbünschebe Ih — bi — neben“ für „ich wüsche Ihnen“). Verwickelter ist schon die französische Fleischersprache, argonji des louchersbems (jargon des bouchers).

Bei der Umdeutung wird einem bekannten Worte eine neue Bedeutung gegeben (Schwarze: die Nacht) oder auch ein neues Wort geschaffen (Trittling: der Schuh). So heißt im Griechischen Schwarzäugige: die Olive, nüchtern: der Arme, gesättigt: der Reiche, Ruhe: in einem Maureridiom der Regen, dagegen heißt in einem französischen Argot der Tag torture sowie der Priester ras, während er im Griechischen, der Sache entsprechend, Behaarter heißt.

Die Entlehnung findet man in mancher Geheimsprache vielfach angewendet. Ein Drittel des Wortschatzes im deutschen Rotwelsch ist jüdisch-deutscher Herkunft und stark vertreten ist auch das Zigeunerische, welches man auch in den rumänischen, griechischen, böhmischen, englischen, spanischen, mexikanischen usw. Geheimsprachen wiederfindet.

Die Geheimsprachen gehören zu den interessantesten Kapiteln der Sprachwissenschaft wie auch der Soziologie. Obzwar schon viel über sie geschrieben worden ist, bleibt noch vieles unerklärt und manches wird auch wohl immer dunkel bleiben.

Kritische Erwägungen über den Sinn des Lebens*)

Von Dr. ALFRED ADLER (Wien)

Verstünden wir den Sinn des Lebens, so wäre der zielbewußte Aufschwung des Menschengeschlechtes nicht mehr aufzuhalten. Wir hätten ein gemeinsames Ziel und alle würden ihre gesamte Kraft in den Dienst der Aufgabe stellen, diesen Sinn zu erfüllen. Wir wüßten auch um den Weg, wenn auch nicht mit unumstößlicher Sicherheit. Aber selbst die vielen Irrtümer, die uns dabei unterliefen, wären alle getragen von dem Streben, einer absoluten Wahrheit näherzukommen, einer Wahrheit, von der wir wissen, daß sie eine „unendliche Aufgabe“ ist, ewig unerreichbar, aber ewig lockend. Unser Gefühl für den Irrtum in unserem Leben würde sich steigern und schärfen und aus unserer Betrachtung eines waltenden Zusammenhanges von Weltall, Erde, Ich und Du ergäbe sich leichter und früher die Möglichkeit einer Korrektur. Der Sinn unseres Lebens wäre der Kompaß für unser Streben. Die kurzatmige Teleologie, die uns heute noch auf nächstliegende Ziele weist, wiche einer von ferne wirkenden, unsere Fahrt beeinflussenden Leuchte und die Scheinwerte unserer Tage, kurz und rasch verblühend, brächen zusammen vor dem sicher wägenden Urteil unseres gesteigerten Selbstbewußtseins.

*) Zuerst erschienen im „Leuchter“, Verlag Reichl, Darmstadt.

Solange wir dieses Sinnes nicht habhaft sind, erscheinen uns die Vielheiten des Sinnes unserer Tage, weniger dem Verstande als dem Gefühle, schwankend und leicht austauschbar. Wir wechseln unsere Tracht, unsere Gesinnung, unseren Beruf, unsere Männer und Frauen, unsere Freunde und suchen Werte in ihnen, die wir ein andermal selbst verwerfen. Hat die Menschheit diesen Sinn des Lebens einmal verstanden? Ist er ihr später abhanden gekommen? Können wir ihn einmal wenigstens beiläufig erraten?

Das Tier, noch mehr die Pflanze, haben ihre „Formel". Wenn wir „Hase" sagen, so kennen wir die meisten der seelischen und körperlichen Bewegungsgesetze dieses Wesens. Aber auch dem Tiere ist schon eine gewisse Wahlfreiheit in seinen Bewegungen gegeben und ich kannte einmal einen mutigen Hasen, der der Schreck seiner Umgebung war. Man könnte annehmen, daß die „natürliche Auslese" im Tierreich auf einen inneren Widerspruch zwischen Lebewesen und Daseinsbedingungen hinweist, daß die Entstehung der Arten einen Fehlschlag, einen Irrtum entlarvt, der der Zeit und den Veränderungen auf der Erde nicht standhalten kann. Vielleicht ist der Fortschritt in jeglicher Richtung durch diesen Irrtum gegeben und führt über die Gegenwart hinaus zu einem Menschengeschlecht, das dem Bezugssystem Mensch—Erde besser angepaßt ist als das heutige.

Vielleicht haben wir damit mehr als einer Phantasie Raum gegeben. Vielleicht türmen sich die Schwierigkeiten unserer Tage so riesengroß, weil wir die „absolute Wahrheit" allzusehr verfehlen. Vielleicht sind der Einzelne und ganze Massen vielmehr von der Ausrottung bedroht, als wir es wissen wollen, und dies, weil sie den Sinn des Lebens nicht kennen und in die Irre gehen.

Ergibt sich da nicht wieder die oft gesehene Perspektive, die einmal Nemesis, dann aber Kausalität, Vergeltung, Gott heißt und ihre Warnungen, ihre Drohungen und Strafverheißungen wie unverwüstliche Wegweiser vor uns hinstellt? Wegweiser in der Unendlichkeit von Raum und Zeit, im Chaos des Lebens, als wüßten sie etwas von der Ordnung im Weltall, vom Sinn des Lebens, der uns noch verschlossen ist.

In der Verschlungenheit unserer Gegenwart setzt sich das Laissez faire mit solcher Inbrunst durch, als müßten wir im Gefühl unserer Schwäche und Minderwertigkeit auf eine bewußte Führung des Lebens endgültig verzichten. Unser Gegenwartsbewußtsein glaubt sich nicht fähig, hält uns für zu schwach, das Bezugssystem Mensch—Natur zu verstehen und zu meistern. Es macht aus der Not eine Tugend, überläßt Gott, dem Zufall oder dem Kampf aller gegen alle die Führung der Menschheitsgeschichte. Unter größeren Opfern und Verheerungen, durch Ausrottung Einzelner und ganzer Gemeinschaften dürfte zustande kommen, was die Logik des menschlichen Zusammenlebens erfordert. Der Sinn des Lebens setzt sich durch und schleudert Menschen und Einrichtungen in den Orkus, sobald sie ihm widersprechen. Uralte Ahnungen der Menschheit begleiten uns auf diesem Martergang, aber unser Verstand hält sich an die einzelnen aufeinanderfolgenden Takte, begreift noch nicht die ganze Melodie.

Unser Zeitalter war nicht so wie vergangene, primitive Epochen imstande, das Weltgeschehen im Zusammenhang zu sehen. Deshalb gab es seit Kant und außerhalb Marx' keine Möglichkeit einheitlicher Leitlinien. Unsere ethischen und ästhetischen Formeln entstammen längstvergangenen Zeiten und stehen fast ausschließlich im Dienste des persönlichen Machtstrebens. Die Entwicklung der Wissenschaft und der Technik nimmt meist ihren Lauf in der Richtung des Eigennutzes Einzelner und der Habsucht einflußreicher Gruppen und stört die Harmonie des Zusammenlebens oft mehr als sie sie fördert. Meist fehlen die großen Gesichtspunkte; der Augenblickserfolg und einseitige Nutznießung, nicht Hebung des Lebensniveaus sind die landläufigen Resultate. Dem allem entspricht eine lächerliche, mit viel Geschrei und wenig Berechtigung durchgeführte Anpreisung seiten

weittragender Betrachtungen des irdischen Geschehens, die sich rasch hintereinander ablösen und von Cliquen und Koterien lebhaft bejubelt werden.

Aber die Unruhe, mit der heute mehr wie je die menschliche Gesellschaft nach einer Zusammenhangsbetrachtung drängt, um sich den Sinn des Lebens klarzumachen, das Haschen nach jedem Rettungsbalken und die Begeisterung, die aufflammt, wenn irgendein neues Wort gesprochen wird, zeigen deutlicher als alles andere, daß noch immer jede befriedigende Lösung fehlt. Es wäre Vermessenheit, Endgültiges sagen zu wollen. Nur Winke und bescheidene Hinweise, wie sie sich aus einer reichen individualpsychologischen Erfahrung ergeben, sind am Platze.

Aus guten Gründen vermeidet es die Individualpsychologie, den isolierten Menschen zu studieren. Sie sieht ihn immer nur im kosmischen und sozialen Zusammenhang. Arg bedrängt von der Natur und erheblichen körperlichen Schwächen unterworfen, weist ihn sein denkendes Gehirn auf den Zusammenschluß. Dieser Prozeß einer Vereinigung, selbst wieder eine Folge der persönlichen Schwäche und Unsicherheit, zeigt auf eine Voraussetzung hin, deren Erfüllung in jeder Betrachtung gesichert sein muß, ebenso wie der Wille zum Leben, ja das Leben selbst stillschweigend angenommen werden muß: der Mensch als soziales Wesen. Anders ausgedrückt: Der Mensch und alle seine Fähigkeiten und Ausdrucksformen sind untrennbar verknüpft mit der Existenz anderer Menschen, so wie er verknüpft ist mit den kosmischen Tatsachen und mit den Bedingungen der Erde.

Solange die obigen Voraussetzungen gelten, ergeben sich Richtungslinien für die Daseinsform des Menschen. Er sorgt in mehr oder weniger zweckmäßiger Weise für die richtige Instandhaltung seiner körperlichen Bestände. So zwingen ihn zum Beispiel der Wandel von Tag und Nacht, die Schwerkraft, die atmosphärischen Verhältnisse zu bestimmten Lebensbetätigungen, deren Richtigkeit oder Mangelhaftigkeit durch das Bezugssystem Mensch—Erde vorausbestimmt ist. Vorausbestimmt ist auch die Abänderung der körperlichen und seelischen Entwicklung des Menschen durch diese Anspannung, und jeder Fortschritt, der so als zwangsläufig erscheint, weil er eine Anpassung an dieses Bezugssystem bedeutet und weil seine Verhinderung zur Erschwerung des Lebens, zu erhöhten Lasten und Mühen, zur Ausrottung führt, ist nur eine notwendig gewordene Korrektur vorhandener Fehler. Auch die Abstammung der Arten, die Natural selection, vollzieht sich unter dem Druck, der in dem Bezugssystem Lebewesen—Erde herrscht.

Aus dieser Gebundenheit, die eine absolut richtige Lösung als „unendliche Aufgabe“ stellt, wird sich eine der Richtungslinien aufbauen müssen, die zum Sinn des Lebens hinüberleitet. Eine zweite Gebundenheit liegt in der Zweigeschlechtlichkeit.

Der Zusammenhang beider Bezugssysteme ist leicht zu verstehen. Faßt man größere Zeiträume ins Auge, so ist die letzte Variation der Lebewesen der kleinste Irrtum. Und auch hier gilt wieder: Die Zweigeschlechtlichkeit steht als Aufgabe vor dem Menschen, deren Lösung im Einklang mit den anderen grundlegenden Faktoren des menschlichen Lebens zu erfolgen hat. Beide Gebundenheiten, irdisch-menschliches Bezugssystem und Zweigeschlechtlichkeit, grenzen die vielen Möglichkeiten der Lebensführung ab und geben dem Leben Sinn und Richtung. Der Sinn des Lebens kann nunmehr nicht aus Kausalitäten hergeleitet werden, schon gar nicht aus phantastischen Privateinfällen, sondern, ähnlich wie bei einer Rechenaufgabe, aus dem Verfolgen eines Zieles, aus dem Suchen nach einer Lösung, die in der Rechnung kraft ihrer Bedingungen drinnensteckt. Das Finale des menschlichen Werdens wird so zur treibenden Ursache.

Eine dritte, tief determinierende Gebundenheit liegt im Gruppen- und Gemeinschaftsleben der Menschen. Und wieder beobachten wir die innige Durchdringung des so geschaffenen Bezugssystems mit den Ergebnissen der vorher abgeleiteten Spannungen. Nur diese Erde konnte den homo sapiens erzeugen, nur die von ihr

für ihn geforderte Zweigeschlechtlichkeit konnte ihm infolge der konstanten, durch die Inzestscheu weiter geförderten Blutmischung Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit versprechen. Seine soziale Abgestimmtheit ist solange bedroht, als die Gleichwertigkeit des Einzelnen in Frage gestellt wird, solange eine Unterwertung des „Niederen“, eine Minderwertigkeit der Frau dogmatisch erzwungen wird. Aber der Mensch in seiner körperlichen und seelischen Eigenart liegt ewig verhaftet in sozialer Gebundenheit und in der Lösung der Frage einer suffizienten Einrichtung der Gemeinschaft gipfelt die Schicksalsfrage des Menschengeschlechtes.

Derart eingespannt in mindestens drei Verknüpfungen bewegt sich das Menschengeschlecht von Irrtum zu immer kleinerem Irrtum reisend, der Lösung einer uns gegebenen, ewig unverstandenen aber ewig pochenden und drängenden Aufgabe zu. In dieser Aufgabe liegt eine absolute Wahrheit verborgen. Was von ihr stärker abweicht, ist von der Ausrottung bedroht. Das Suchen des Einzelnen ist durchströmt von dem unverstandenen Willen der Gesamtheit, ist ein winziger Bruchteil der treibenden Kraft der Menschheit. Es fällt nicht ins Gewicht, was er von diesem Strom des Lebens, den auch er treibt oder hemmt, zu verstehen glaubt. Nur seine Leistung kommt in Rechnung.

Das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit ist immer ein Zielen in die Zukunft. Unsere Gegenwart, ein Durchschnittspunkt in der ewigen Entwicklung, trägt Lasten und Mühen eines unfertigen, noch allzusehr irrtümlichen Versuches einer Anpassung. Der Mensch als Mittelpunkt des irdischen Geschehens ist unrettbar. Wir sind die Antwortenden und der Sinn unseres Lebens liegt innerhalb unserer Gebundenheit und deren Antwort heischenden Folgen.

MITTEILUNGEN DER ADMINISTRATION:

Die Bezugspreise für den laufenden **dritten Jahrgang** der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“:

Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang (sechs Hefte):

Für **Österreich:** Schilling 10·—.

Für **Deutschland:** Goldmark 6·—.

Für **Ungarn:** Schilling 10·—.

Für die **Tschechoslowakei:** Kč 100·—.

Für das **übrige Ausland:** Schweizer Franken 18·— oder Dollar 3·50.

Die **Einzahlungen** sollen erfolgen:

in **Österreich** ausschließlich durch das **Postsparkassenamt;** unsere Postsparkassenkontonummer ist: 198.971;

in **Deutschland** ausschließlich auf unser **neueröffnetes Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München** (Grete Querfeld, München, Wiedemayerstraße 52).

Für unsere Abonnenten, die in **Österreich** oder **Deutschland** wohnen, legen wir diesem Hefte **Erlagscheine** bei.

Unsere Abnehmer im **übrigen Auslande** werden ersucht, die Beträge durch die Post, in **rekommandiertem Brief,** durch Postanweisung, Banküberweisung oder Scheck an die **Administration** (Wien, VI., Joanelligasse 6) einzusenden.

Nachdrücklichst wird gebeten, von Einzahlungen bei der **Allgemeinen Depositenbank** künftighin **unbedingt abzusehen.**

Die Bezugspreise für den kompletten I. Jahrgang dieser Zeitschrift sind: Für Österreich und Ungarn: Schilling 10·—; für Deutschland: Mk. 6·—; für das übrige Ausland: Schw. Franken 20·— oder Dollar 4·—. Der komplette II. Jahrgang kostet Schilling 15·—, beziehungsweise Mk. 9·—; für das Ausland Schw. Franken 25·— oder Dollar 5·—. **Erste und zweite Jahrgänge** der Zeitschrift sind in wenigen Exemplaren von der **Administration (Wien, VI., Joanelligasse 6)** zu beziehen.

Herausgeber und Eigentümer: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10.
Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6. — Druck: „Elbemühl“, Wien IX.

Literatur der Individualpsychologie:

DR. ALFRED ADLER:

Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Verlag Bergmann, München, II. Auflage, 1923.

Praxis and Theory of Individualpsychology. Edition Paul Kegan, London 1923.

Über den nervösen Charakter. Verlag Bergmann, München, III. Auflage, 1922.

Das Problem der Homosexualität. Verlag Ernst Reinhardt, München 1918.

Die andere Seite. Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes. Verlag Heidrich, Wien 1919.

Studie über Minderwertigkeit von Organen. Verlag Urban u. Schwarzenberg, Berlin-Wien 1907.

ADLER, FURTMÜLLER und WEXBERG:

Heilen und Bilden. Medizinisch-pädagogische Arbeiten aus dem Gebiete der Individualpsychologie. Verlag Bergmann, München, II. Auflage, 1922.

DR. CARL FURTMÜLLER:

Ethik und Psychoanalyse. Verlag Ernst Reinhardt, München.

OTTO KAUS:

Der Fall Gogol. Ernst Reinhardt, München 1912.

PROF. F. ASNAOUROW:

Sadismus und Masochismus in der Weltgeschichte. Verlag Ernst Reinhardt, München.

HEDWIG SCHULHOF:

Individualpsychologie und Frauenfrage. Verlag Ernst Reinhardt, München.

Henrik Ibsen. Der Mensch und sein Werk im Lichte der Individualpsychologie. Verlag Erich Spiethoff, Reichenberg 1923. Preis 20 tschechische Kronen.

DR. CHRISTO DUTSCHEWITSCH:

Nervosnija Tschowek (Der nervöse Mensch). Erziehung und Behandlung nach der Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers. Herausgegeben von Dr. Christo Dutschewitsch. Sofia, Niška ul. 1.

WERKE VON PROFESSOR H. MUTSCHMANN (DORPAT):

Der andere Milton. Kurt Schröder, Bonn und Leipzig 1920.

Milton und das Licht. Max Niemeyer, Halle a. d. Saale 1920.

DR. ALICE RÜHLE-GERSTEL:

Freud und Adler. Elementare Einführung in die Psychoanalyse und Individualpsychologie. Verlag Am anderen Ufer. Dresden (Buchholz-Friedewald) 1924.

AMTSRICHTER DR. OTTO NAEGELE:

Richter und Jugendlicher. Zu beziehen bei dem Verfasser, München, Kaulbachstraße 61/a, II. Preis 90 Pfennig und Porto.

DR. ERNST KAHÁNA:

A freudizmus után. Bevezetés Adler Alfred individualpszichologiájába. (Jenseits des Freudismus. Einleitung [ungarisch] in die Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers.) 1924. Buchhandlung und Verlag Wilhelm Grünfeld & Co. Braşov. Str. Portilor 64—66. Rumänien. Preis: 40 Lei.